Oskar Horn.

Aus zwei Feldzügen.

Von **Oskar Horn** sind erschienen:

Im Siegesheimzug. Schauspiel in einem Aufzug. München 1871. M. Rieger'sche Universitätsbuchhandlung.

Jugendliebe. Vier Novellen. Hannover 1872. Carl Rümpler's Verlag.

Chastelard. Tragödie von Algernon Charles Swinburne. Deutsch von Oskar Horn. Bremen 1873. J. Kühtmann's Buchhandlung.

Herr Alexander Jürgensen. Eine Münchner Künstlergeschichte. Flensburg 1873. Exped. der Flensb. Nordd. Zeitg.

Aus zwei Feldzügen.

Drei bairische Geschichten

von

Oskar Horn.

Erster Band.

Leipzig.
Verlag von Hermann Dege
1876.

Ch. Claudius und C. A. Salling

in Flensburg,

den beiden bewährten Freunden,

in treuer Erinnerung zugeeignet.

Inhaltsverzeichniß

zum ersten Bande.

Auf Kriegsdauer.

(1866.)

Nr. 168 der „Bayerischen Zeitung" — officielles Organ der Regierung — vom 19. Juni 1866 verkündete in großen Lettern:

„Bedingungen, unter welchen Anstellungen in der Armee auf Kriegsdauer erfolgen.

§. 1. Die Anstellung erfolgt auf Kriegsdauer mit dem Rang und der Charge eines Unterlieutenants, und verbindet sich hiermit eine Eintrittssumme von 300 Fl. und ein Jahresgehaltsbeitrag als Abfindungssumme beim Austritt, nach Zurückführung der Armee auf den Friedensfuß. —

Die übrigen Gebühren sind gleich den Bezügen der Charge."

* * *

Somit konnte Jedermann Officier werden; amtlich war es ausgesprochen. Er brauchte nie im Leben Dienste gethan zu haben, er brauchte gar nichts vom Kriegshandwerk zu verstehen; wenn er nur so viel Bildung besaß, daß man ihm zutrauen durfte, er könne rechts von links unterscheiden, und wenn er sonst ein halbwegs anständiger Mensch war, dann war er genehm. Das Königreich befand sich in allzu-

großer Verlegenheit. Ein geistloser Minister, dessen Antlitz im Münchner Maximilianeum nichtsdestoweniger unter den Diplomaten des Jahrhunderts figurirt, leitete seine Politik und haschte von Tag zu Tag nach einem Endchen Richtschnur seiner Weisheit, wie ein verendender Fisch nach Wasser schnappt; eine kurzsichtige Kammer lief ihm in seinen Fußtapfen nach, Hals über Kopf stak das Land in einem tollen Krieg und nun — schon krachten die ersten Schüsse — fand man erst, daß die nothwendigen Officiere mangelten, die Regimenter gegen den sogenannten Feind zu führen und die jungen Rekruten zu drillen.

Die Noth gebar das obige Rescript, und nur die verzweifelnde Jugend des Vaterländchens freute sich darüber. Das gab ihr erwünschte Gelegenheit, aus dem allgemeinen Säckel heraus die Schulden von der hohen Schule her und aus sonstigen Verlegenheiten abzutragen. Die catilinarische Existenz wickelte man in zweierlei Tuch, und sie ward zur angesehenen Persönlichkeit. Man konnte sich Verdienste sammeln um die engere Heimat, mit Ehren und Würden heimkehren und später wieder einen unabsehbaren Credit eröffnen. Ein bischen Abwechslung ins langweilige Einerlei des Alltagslebens brachte er gleichfalls, dieser unerwartete Feldzug. Man lernte neue Menschen und neue Verhältnisse kennen; auch war endlich nicht einmal so riesige Gefahr dabei; den Hauptstrauß hatte ja doch der mächtigere Nachbar

zu bestehen. Wir müssen uns nur den Anschein geben, als seien wir mit wirklichem Ernste bei der Sache, die günstige Gelegenheit kann Alles noch anders gestalten. — Zwar kann Dich doch eine Kugel treffen! Bon! Dann ist eben Alles aus, und ein ehrlicher, schöner Soldatentod ist dem langweiligen Hinsiechen im Bette immer vorzuziehen . . .

Uebrigens waren damals die Schlachten des Jahres noch nicht geschlagen, und unsere Spießbürger, wenn sie Morgens und Abends bei Schoppen und Maßkrug das große Wort führten, fraßen nur so im Handumdrehen die preußischen Armeen auf. Von Siegeshoffnungen träumte das Volk und knüpfte endlose Pläne daran. Man hatte ihm ja lange genug vorgeschwatzt, daß jeder ausmarschirende österreichische Soldat die Paradeuniform für den Einzug in Berlin in seinem Tornister mittrage; verzeiht ihm darum, wenn er den Freudenrausch sich antrank, ehe die erste That vollbracht war; ein bitterer Katzenjammer folgte bald genug nach.

Noch aber sind wir im Stadium des Rausches und jubeln dem neuen Werbebureau zu. Wer weiß, ob es nicht einem oder dem andern dieser hoffnungsvollen Jünglinge vergönnt war, für's „Vaterland" sein Blut zu verspritzen, in heißer Schlacht den frohen Muth zu erproben; vielleicht . . . doch sie mußten sich beeilen, sie Alle, die um den Lieutenant auf Kriegsdauer sich bewarben

So drängte sich in den Vorzimmern derjenigen Beamteten, welche ihre Gesuche entgegenzunehmen bestimmt waren, Alt und Jung, was eben Begierde trug nach Lorbeer und Handgeld. Ein blonder Baron, der nicht wußte, wie er vor Langeweile die Zeit todtschlagen sollte, bummelte eben vorüber. Die Menge, die vor der Commandantschaft der Hauptstadt auf- und abwogte, reizte seine Neugierde, daß auch er sein lockiges Haupt zur Thür hineinschob. Wie von der Tarantel gestochen, prallte er zurück. „Herr, welche künftige Kameradschaft!" rief er. „Soll mich nicht wundern, vor dem nächsten Geschwornengerichte die Mehrzahl dieser Kerls zu erblicken." Ein alter Hauptmann von den Gendarmen, der auf dem Wege zwischen den verschiedenen Thüren an dem Vorlauten vorübergehen mußte, blickte ihn sprachlos wegen seiner vernehmlichen Meinungsäußerung an.

Am nächsten Morgen litt es trotz alledem auch den Junker nicht länger mehr. Auch er übergab ein Gesuch um Anstellung . . .

Zwei Studenten, sie hatten vielleicht eben ihr Examen gemacht, denn sie trugen die bunte Mütze recht übermüthig auf dem einen Ohr, lachten ihn aus, als er heraustrat, sich vorsichtig nach rechts und links umblickend, ob er doch von Niemandem bei seinem Begehren erblickt worden sei.

„Guck Dir das Junkerlein an", sprach der Eine, „Auf Kriegsdauer! Natürlich! Das zweifarbige Tuch

lockt die Nichtswisser an; in der Uniform übersieht man den Hohlkopf.“

Er schlug mit der flachen Hand auf die wackelige Mütze, daß sie fester sitze. Dann gingen Beide ins Bräuhaus.

Aber in wenigen Tagen, es wußte Keiner von der Absicht des Andern, trafen sie sich demüthigen Blickes gleichfalls im Vorzimmer jenes vielangestrengten Beamten. Und Jeder hatte seine Zeugnisse auf's Sorgfältigste gesammelt und in seiner Eingabe an der bemerkbarsten Stelle erwähnt, wie sich seine ganze Seele danach sehne, nun im heiligen Ernste für die Sache des Vaterlandes die im fröhlichen Spiele erworbene Waffenkunst üben zu dürfen. Mein Gott! derweil hatte Keiner nur im Entferntesten daran gedacht, warum denn eigentlich der Bruderkrieg entflammt war; oder wenn er sich ja solch trüben Erwägungen hingab, verstand er seine Ursachen nicht einmal.

Der Junker war richtig in ein Cavallerieregiment eingereiht worden. Sein Vater saß im bequemen Lehnstuhl, im Ahnensaal, wie das Zimmer hieß, eine breite Klinge mit doppeltem Korbe in der Hand, und reichte dies Familienerbstück dem Sohne. Im vorigen Jahrhundert hatte Graf Stolberg den Text unter dies Bild geschrieben und ein Kompositeur einen Gassenhauer darüber gesetzt.

Mutter und Schwestern standen um die Beiden,

Thränen in den Augen, und als der Freiherr zu Ende gesprochen hatte, begann die Freifrau mit vor Rührung kaum hörbarer Stimme und überreichte dem Vaterlandsvertheidiger ein aus Stahldraht gefertigtes Panzerhemd, wie es den verabscheuungswürdigen Bismarck so trefflich geschützt hätte; und nach ihr warf sich die Schwester dem Bruder an den Hals und gestand ihm schluchzend: sie habe auf die Vorder- und Rückseite seines Waffenrocks eine Medaille mit dem Bildniß der wunderthätigen Muttergottes von Altenötting eingenäht; die werde ihn schützen vor Noth und Tod. Auch auf die Rückseite!

Der Vater stand auf und legte dem Sprößling die Hand aufs Haupt: „Es mag gut sein", betonte er feierlich. „Komm nun aber; ich will Dich Deinem Oberst empfehlen."

Der Oberst machte kein sonderlich erfreutes Gesicht über den jungen Kriegscandidaten. Er war mit der gottsträflichen Neuerung, auf Kriegsdauer Officiere anzustellen, zum allermindesten gar nicht einverstanden. Und genau wie er, dachten alle seine Kameraden. Und das nicht mit Unrecht. —

Sie hatten ein elendes, mit Plackereien durchsäuertes Kasernenleben überstehen müssen oder waren in geistesarmen Cadettenhäusern pedantisch, bei schmaler Kost und strenger, zopfiger Zucht in die Uniform hineingewachsen. Sie bildeten sich viel ein auf ihre buntscheckigen Beinkleider und Röcke, und

weil sie bei irgend welchem Nachdenken sich es selber gestehen mußten, daß die Offiziere des auf sich allein angewiesenen, kleineren Staates doch eigentlich die meiste Zeit des Jahrhunderts für nichts und wieder nichts auf der Welt sind und aus dem Säckel des steuerzahlenden, arbeitenden Publicums gefüttert werden, so thaten sie Alles, um solch schädliche Gedanken nicht im Hirne des außer dem Militairverband stehenden Individuums entstehen zu lassen. Jetzt aber, so auf einmal vom Himmel herniedergeschneit, sollte eine ganze Masse hergelaufenes Gesindel — so dachten sie und meist ganz richtig davon — die unwürdigen Glieder in dasselbe kostbare Tuch einhüllen dürfen. Wirthshaushelden, die seit Langem auf allen Bierbänken über die Nothwendigkeit, alle stehenden Heere abzuschaffen, Vorlesungen hielten; leichtsinnige Universitätsstudenten, die bei jeder Gelegenheit, auf ihre Ueberlegenheit in der Führung der Waffen pochend, Händel mit ihnen suchten; Schreiber, die gar keinen Begriff hatten, welch' hohe Ehre ihnen damit wiederfahre; Grenzjäger vom Wald heraus und den Bergen herunter; Krethi und Plethi; Mischmasch, sauberer und unsauberer; Falstaffs Recruten: um dem langweiligen Friedensdienst zu entgehen, ließen sie sich seiner Zeit von der hinters Licht geführten Sanitätscommission für kriegsdienstuntauglich erklären; jetzt plötzlich sind sie tüchtig geworden, alle Strapazen zu ertragen, weil ein wackerer Gelderdienst in Aussicht

steht: Herr Gott im Himmel, das wird eine saubere Kameradschaft abgeben!

Und am Ende kommt die Blase schließlich hinter das Geheimniß des Exercierreglements. Sofort schreit die Welt und deutet mit Fingern auf uns und sie: weg mit dem ganzen Officierscorps! Weg mit dem glänzenden, theuren Soldatenspiel! Wenn man aus diesen Herren auf Kriegsdauer in ein paar Tagen brauchbare Officiere hergestellt hat, wofür dann den überflüssigen Geldaufwand im Frieden! Eine Volksarmee, Volksbewaffnung müssen wir haben! — Sie sollen zu nichts taugen? Wenn sie nicht brauchbar sind, warum bringt dann jeder neue Armeebefehl vier- und fünfhundert neue Anstellungen solcher Kriegsdauerhelden . . .?

Das klingt jetzt — nach beendigtem Feldzug, im frischen Hauche einer neuen Heeresorganisation, im regen Wetteifer der Armee, sich würdig zu zeigen als Glied eines einzigen, großen deutschen Heerwesens — ganz heiter, wie alle Rückblicke auf überwundene Thorheiten; damals in der Wirklichkeit war es minder fröhlich. Diese neugebackenen Offiziere in ihrem ungebundenen Wesen hatten sich verflucht wenig um Ordnung gekümmert, und was nach gemeiniglichem Soldatenausdruck Subordination heißt, das gilt im gewöhnlichen Leben, sofern sie Einer dem Andern im richtigen Sinne zumuthet, genau als eine Beleidigung. Manch Einer brachte auch allzu hitzigen

Eifer mit und kam vor lauter Ueberstürzung nie zu sich selbst; ein Anderer besaß vielleicht mehr Verstand, als seinem Vorgesetzten lieb und angenehm war, und durchschaute Verschiedenes, darauf er nicht einmal hätte hinschauen sollen; kurz und gut, es war viel Kreuz und Plage mit den Leuten, denn Alle waren sie schließlich widerhaariger Natur und mußten mit Gewalt in Rand und Band zusammengehalten werden.

Derlei Gedanken waren es, die in den Gesichtszügen des Reiterobersten ihren Ausdruck suchten. Er sah sauertöpfisch genug drein, als er den Junker eben jetzt seiner betreffenden Escadron zuwies, seinem Rittmeister ihn vorstellte und dem Wachtmeister aufs Angelegentlichste empfahl, den neuen Helden in seine besondere Hut zu nehmen. Der Rittmeister wollte sich beschweren, daß er nun auch noch den Dritten zu den beiden anderen auf Kriegsdauer Angestellten unter seine Obhut erhalte. Der Oberst wehrte ihm jedoch ab und beschwichtigte ihn: es sei doch besser, er, der Eine, sei dreimal geplagt, als sie alle Anderen, jeder einmal. Der sonderbare Trost wollte dem Rittmeister — Bösenberg war sein Name — nicht recht sehr einleuchten. Aber was wollte er anders machen? Gute Miene zum bösen Spiel und sich fügen ins Unvermeidliche!

Das Herrchen hatte Uniform, zwei Pferde — eben ritt sie der Roßjude zur Prüfung in den Ka-

fernenhof — und seinen Bedienten. Mehr brauchte es nicht zu einem angesehenen Reiterofficier. Wenigstens meinte er so, und es geschah vorläufig nichts, ihn zu einem bessern Wissen zu bekehren. Er war ja erst einmal gefragt worden, ob er sattelfest sitze, er hatte es blos behauptet und war auf die Behauptung hin Officier der Spezialwaffe geworden. So machte er denn seine Besuche und führte sich ein, der Kamerad bei den Kameraden vom Regiment. Zuletzt auch bei den beiden „auf Kriegsdauer".

Die Zwei standen schon ein paar Wochen im Regiment. Der Aeltere, ein lustiges Haus voll drolliger Einfälle unter seinem schwarzgelockten Haar, war der Carricaturenzeichner der Escadronen, der Regimentsmaler von den Kameraden genannt, zum Unterschiede vom Regimentsschneider und anderen nützlicheren Handwerkern; der Jüngere schrieb unter die tollen Skizzen die dazu passenden Verse, und hieß der Regimentsdichter, obwohl er aufs Lebhafteste dagegen protestirte, unter diese vollständig nutzlose Classe von Menschen gerechnet zu werden. Aber es half ihm nichts. Man sagte ihm auch nach, er habe sich einmal als Schauspieler versucht, Heldendarsteller, Faust, sei aber mit Schimpf und Schande durchgefallen. Er selber vermied es sorgfältig, über diesen Abschnitt seiner Vergangenheit etwas verlauten zu lassen. — Was lag auch daran! Er war ja jetzt Lieutenant, und der Maler war es und der Freiherr

desgleichen; ein glänzender Titel und die Stickerei der Uniform deckten Alles.

Und sie waren es wieder einige Wochen länger; sie dienten zu Dritt schon an die vierzehn Tage so nebeneinander. Ihre Arbeit war einfach und wenig kopfzerbrechend, höchstens eine Schule für Den, der sich an Pünktlichkeit gewöhnen wollte. Morgens Exerciren in der Escadron, in Zügen; jeder von den jungen Officieren bekam einen Unterofficier neben sich reiten, der die undeutliche Aussprache, das Kauderwelsch des Commandirenden verdeutschte, die Bewegungen vorher angab, wohl auch hie und da eigenhändig seinem Lieutenant in die Zügel griff und das ungefüge Pferd zu sich herüberzog. Er entschuldigte sich zwar unmittelbar nach jeder derartigen, respektwidrigen Handlung, aber er that gleich wieder so, wenn er es wieder für nöthig hielt, denn er wußte, daß seine Strafe dafür in einem Bündel besserer Cigarren bestand, als seine dürftige Löhnung ihm zu kaufen erlaubte. Den zwei Stunden des Exercirens folgte ein langer Tag voll Faulheit; denn das konnte man doch nicht Arbeit nennen, wenn man eine kurze Weile des Nachmittags gähnend im Kasernenhof umherschlenderte, an jede Ecke sich lehnend, wo es etwa am bequemsten sich ruhen ließe, und endlich mit einem gnädigen Kopfnicken den Corporal bedeutete, jetzt die Mannschaft wieder einrücken zu lassen, die sich unterdessen in der Sonnenhitze abgeplagt hatte, mit dem

schweren Commißsäbel die Luft nach allen Richtungen hin zu durchhauen oder die Hosen am ledernen Voltigirbock zu beschmutzen und abzunutzen.

Glückliches Jahr 66, alte, faule Soldatenherrlichkeit! Das waren Deine Helden, und so ging es Tag für Tag, ein Tag dem andern so ähnlich. Bis an den Mund im Wasser und dennoch immer tiefer in den Strom hinein!

Nach der offiziellen Faullenzerei faullenzte man privatim im Café, machte langweilig sein Spielchen, schickte wohl den Bedienten oder den nächsten Dienstmann auf geheime Wege, und war schließlich froh, wenn die Zeit soweit vorgerückt war, daß man ins Theater bummeln konnte.

Ja, das Theater! Das ist allerdings eine königliche Erfindung. Man strengt seinen Geist nicht sonderlich dabei an, bestellt sich eine hübsche Nachbarin, um mit ihr zu plaudern, rasselt vernehmlich mit dem Säbel, wenn das übrige Publicum eine bemerkenswerthe Phrase durch seinen Applaus markirt, und nachher findet man sich am Einlaßpförtchen der Choristinnen und Mädchen vom Ballet ein, wenn man nicht auf Grund schätzenswerther Connaissancen freien Zutritt hinter die Coulissen erhalten hat.

Und gegenwärtig war gerade ein ganz allerliebstes Frauenzimmer von einer fremden Hofbühne, noch dazu eine Schauspielerin von bedeutendem Rufe, in der Stadt und gab Gastrollen.

„Wir gehen und melden uns bei ihr", forderte der Baron die beiden Kameraden auf. „Der Eine kokettirt mit der kleinen Kokette, der Andere bewundert ihr Talent. Schließlich stehen wir im Geruch, als verständen wir wirklich etwas von ihrer Kunst. Und warum auch nicht?"

„Du mußt einen Recensenten auftreiben, der uns einführt", setzte der Maler bei, „wenn wir so, mir nichts, Dir nichts, in ihr Haus einfallen, könnte es uns leicht passiren, daß wir auf einer andern Seite ungern wieder die Straße fänden."

„Da laßt mich sorgen", betheuerte der Baron; „und", setzte er hinzu, „so wahr ich Officier bin, ich führe Euch ein. Regimentsdichter, warum lachst Du?..."

„Gebt Euren Pferden die Sporen; ein bischen schärferer Trab und wir holen sie vielleicht ein..."

„Alle Hagel!" brachte der Baron stoßweise hervor. Er hatte den linken Steigbügel verloren und suchte eben wieder zurecht zu kommen; „hier in der Nähe, sagst Du?"

„Ganz nahe; ich glaube schon ihr blaues Reitkleid zwischen den Bäumen zu sehen."

„Ihr Reitkleid? Ist sie zu Pferde?"

„Dort steigt sie ab... Gott zum Gruß, Fräulein!" rief er ihr zu, schnell aus dem Sattel springend und ihr die beiden Hände freundlichst entgegenstreckend. „Zürnen Sie nicht, daß ich Gäste mitgebracht habe, die sich unter Ihren Augen vergnügen wollen. Zwei

Kameraden von mir, auf Kriegsdauer wie ich. Hier Franz Heidenkamp, Maler, Genre- und Historienmaler, Carricaturenzeichner, ehe er den Pinsel mit dem kriegerischen Schwert vertauschte, und da Freiherr von Saasfelden, vormals . . ."

„Freiherr von Saasfelden", wiederholte der Vorgestellte, die rechte Hand elegant und kurz nach dem Schirm der Mütze führend.

„Darf ich die Herren einladen, an unserm Tische Platz zu nehmen; das heißt Fauteuil Gras, und Tisch der Shawl meiner Gesellschafterin? Es ruht sich so am bequemsten. Nicht wahr, mein Freund?" und sie legte die Hand auf den Arm des Regimentsdichters. „Warum sehen Sie so mürrisch drein? Hatten Sie die vergangene Nacht wieder Ihre mondscheinlüsternen Anfälle? Hier sind Gläser, meine Herren. Das Wohl der tapferen Armee, der Sie angehören; Ihr Wohl! Nun, Herr Baron, Sie zögern mit Ihrem Glase? Aus einer Dame Mund hören Sie diesen Toast wohl ungern. Es ist auch nicht geziemend für uns, nicht wahr, Herr Maler und Lieutenant Heidenkamp, wenn wir Ihre Tapferkeit feiern. Wo sind Sie tapfer? Vor dem Feinde. So könnte ein böser Mensch aus dem Trinkspruch, der Ihrer Tapferkeit gilt, leicht den versteckten Wunsch herausklügeln, daß ich Sie dort erblicken möchte, wo Ihr Muth ein weites Feld sich zu erproben findet. Also fern von hier. Derweilen will ich nichts weniger

als Das; ich möchte Sie am liebsten immer bei mir führen, recht sorgsam in Baumwolle verpackt, daß Keinem ein Leids widerfahre. Aber Elise", damit wandte sie sich zu ihrer Gesellschaftsdame, „die Herren schenken Aug und Ohr meinem Geplauder und vergessen ganz, daß diese Weinflaschen, die der Wirth hierher gestellt hat, sehnsüchtig ihrer Erlösung entgegenschauen. Spielen Sie die Hausfrau! Ich bin die muntere Liebhaberin; da kann man derartige Aufmerksamkeit noch nicht von mir verlangen. Wir sind lieber bedient, als daß wir bedienen; nicht wahr, meine Herren? Nun, was wurmt Sie so sehr, künftiger Goethe des Vaterlandes?"

„Ach, Fräulein! Ihre Nähe wäre doch im Stande, selbst vorhandene Sorgen zu zerstreuen."

„Seh mir Einer den Schmeichler an", fiel der Maler ein, und die Schauspielerin unterstützte ihn: „Das sind auch Sie nicht an ihm gewöhnt. Nicht wahr? Abscheulich! Sie wissen doch, daß ich für solche Münze gar nichts gebe. Die führen Ihre übrigen Kameraden, den Herrn Baron mit dazu gerechnet, im Portemonnaie" ... Sie sah den Baron aber doch vom Kopf bis zum Fuß bei diesen Worten an, so daß dieser schnell sein Gesicht zu einem viel verrathen sollenden Lächeln zwang, das er ihr dann für eine Antwort zusandte.

„Aber beantworten Sie meine erste Frage, Herr

Lieutenant", frug sie wieder, „warum sind Sie so verdrießlich?"

„Soll ich grob sein, Fräulein?"

„Nach Herzenslust, Herr Lieutenant."

„Nun denn, wenn Sie es durchaus wissen wollen: ich säße lieber anderswo, als hier an Ihrer Seite, an diesem süßen Platze, um den mich alle Welt beneiden würde, wenn sie mich sähe."

„Das ist starker Tabak", lachte die Künstlerin.

„Ich habe mir das Leben anders geträumt, als ich mich zum Waffenhandwerk meldete. Nun stecke ich schon einen Monat in dieser Uniform und lungere träge in der Garnison umher. Wenn sie Alle das wüßten, die dies Kleid so gern am Leibe hätten und nur aus Scheu vor den Zündnadeln von der Anmeldung zurückgeblieben sind! Wir sind ja zur Freude unserer Schwestern und Bräute für die Depots und Festungen angeworben worden. Die Dämchen dort sind nicht im Stande, ein offizierloses Leben zu fristen!"

Friederike drohte ihm mit dem Finger, der Maler rief lachend: „Aergert Dich das? Der übrige Lieutenant steht vor dem Feinde. Sei froh darum! Ein Offizier muß es sein, sagen die Mädels. Zum Lieutenant auf Kriegsdauer die Liebe auf Kriegsdauer . . . Was ist natürlicher! Ich denke meine Uniform auszunutzen."

„Nehmen Sie sich ein Beispiel daran, Fritz!" forderte Friederike ihn auf. Der Regimentsschneider

— Pardon, Regimentsdichter wollte ich sagen, hieß nämlich Fritz, — Fritz Heimgarten.

Der Platz, auf dem die Gesellschaft lagerte, war eine breite, im Viereck grünende Wiese, durch ein paar Bäume mit Tischen auf der einen Seite von einem Jägerhäuschen getrennt. An ihrem anderen Ende kündigte dichtes Weidengestrüpp den Fluß an, dessen Rauschen von fern herüberdrang. Der Maler hatte den Säbel abgelegt und überschlug sich im Grase. „Wie ich in Paris war" — so lautete seine stehende Redensart, „hatt' ich's nimmer so gut." Der Baron plauderte dazwischen gleichgültiges Zeug. Heimgarten hatte sich eine Weile mit der Schauspielerin gestritten und ihr Vorwürfe gemacht, warum sie sich nicht entschließen wolle, einmal doch auch das Gretchen im Faust zu studiren und darzustellen. Alle ihre Gründe gegen dies Wagniß waren ihm nicht hinlänglich einleuchtend erschienen. „Ich lese die Rolle mit Ihnen . . ."

„Danke dafür, nein, nein! Ich kenne mich und mein Fach." —

„Kannst Dich wohl nicht von der Rolle des Faust trennen, Heimgarten?" spöttelte der Baron . . .

„Keine schlechten Witze, Freiherr", klang es aufbrausend zurück.

Kurzweg sprang der Maler über den Shawl. „Halten Sie ruhig", bat er das Mädchen; „ganz wie jetzt! So schön fließt der Faltenwurf Ihres lichten

Gewandes nicht gleich wieder. Beugen Sie Ihr Köpfchen ein wenig niederwärts, und lassen Sie sich so die Locken zurückstreichen. Nun lümmle Du Dich in Deiner ganzen Vierschrötigkeit zu diesen Füßen hin. Was Du sonst zu thun hast, brauche ich Dir nicht weiter anzubefehlen. Sieh, er versteht seine Rolle; er schlägt die Augen auf und schmachtet Sie an, Fräulein. Ganz lyrisch, ganz hingegossen. Nun ein wenig Ruhe, ich will Euch ein Andenken an diese Stunde mitgeben. Und wenn es ein bischen länger dauert", setzte er heimlich hinzu, „Ihr Zwei, ich merk' es beinahe, seid mir darum am allerwenigsten böse."

Er zog sein Skizzenbuch hervor und zeichnete. Der Baron lehnte mit dem Rücken gegen eine der großen Eschen, den Rauch der Cigarette in künstlichen Ringen vor sich hin blasend. Er mochte wohl sein letztes Stelldichein überdenken und die Kosten des nächsten berechnen. Oder nickte er ein? Das kaum; zwischen den halbgeschlossenen Lidern blinzelte er unverweilt auf das Paar ihm gegenüber. Der Maler zeichnete noch immer.

Die Schauspielerin frug leise den Freund ihr zu Füßen: „Sie sind zerstreut, Herr Lieutenant. Woran denken Sie?"

„An einst und jetzt."

„Ewiger Grübler!"

„Der Vergleich steigert den Genuß."

„Nein, er verdirbt ihn. Woran dachten Sie?“

„Daß vor zwei Jahren hart neben diesem Fleckchen Erde ein Mädchen an meiner Seite saß, schön wie Sie; die ich liebte, die mich liebte; die ich liebe, die aber meiner vergaß.“

„Pfui! daß Ihnen das gerade jetzt einfällt. Und dieser Vergleich erhöht den Genuß dieses Augenblicks?“

„Gewiß! Damals liebte ich und bin betrogen worden. Das werde ich nicht wieder, denn ich zwinge mich, Sie nicht zu lieben . . .“

„Flegel“, lachte sie und beugte sich flüchtig auf ihn nieder. Dann sprang sie auf, ehe sichs der Lieutenant versah und schlug mit der Reitgerte rasch dem Zeichner das Buch aus der Hand . . . „Wie heißt das Bild?“

„Mars und Venus, wenn Sie gestatten.“

„Vernichten Sie die Striche . . . Hören Sie?“

„Niemals!“

Der Baron stand neben ihr und bot ihr den Arm. Sie nahm ihn an und ließ sich von ihm an das Haus geleiten, wo die Pferde bereit standen.

Dort machte sich ihr Führer nützlich, indem er ihr Vorlesung hielt über die kunstgerechteste Art, die Zügel zu halten und beim englisch Traben das Gleichgewicht gegen die stoßweise Bewegung des Pferdes zu bewahren. Sie schenkte ihm halbes Ohr, denn auf der andern Seite nahmen die zwei nach

ihr Folgenden ihre Aufmerksamkeit in Anspruch. Halb wandte sie sich nach Heimgarten um, kurz ehe sie, von der nachhelfenden Hand Saasfeldens unterstützt, sich im Sattel zurecht richtete. „Herr Lieutenant", rief sie ihn, „Sie haben Ihre Rolle doch wohl memorirt? Wenn ich vom Pferde stürze, geschieht es hoffentlich in Ihre rettenden Arme . . ."

„Denen ich wohl zuvorkommen werde", warf der Baron ein.

„Eine längst vorher ausgetheilte Rolle. Doch nur ein Scherz. Ich sitze fest. Haben Sie keine Angst für mich, mein Lieber." Aber leiser flüsterte sie dem Andern zu: „Wenn ich nun aber doch fiele?"

So traten sie den Heimritt an.

Die Pfade des Parks waren an seinem dortigen Ende sehr schmal. Ein für den Fürsten, den Besitzer dieser Anlagen, aufgeworfener Reitweg zwischen sumpfigen Gründen, aufs dichteste mit jungem Laubholz bestanden, dort, wo ein Bach sich durchzog. Hier, vom hölzernen Brücklein aus allein, war ein Einblick rechts und links ins Gestrüppe möglich. Ein Rudel Dammwild trollte träg davon, der alte Schaufler blieb noch eine Weile zurück und sah den Vorübereilenden vertraulich nach. Fasanen liefen quer über den Weg vor den Hufen der Pferde. —

Heimgarten ritt voraus; er schnitt ein Gesicht, als exercirte er schon die dritte Stunde mit den tölpelhaftesten Recruten.

„Sehen Sie ihn nur wieder an", sagte die Schauspielerin zu dem Maler.

„Närrischer Kauz, nicht wahr, Fräulein?" meinte der Lieutenant und beugte sich zu Friederike nieder, „aber eine gute Seele."

„Sagen Sie ihm das!"

„Hilft nichts; ist unverbesserlich."

„Was er nur schon wieder haben mag?"

„Leicht zu errathen, Fräulein. Alter Weltschmerz! Collision getheilter Pflichten. Hat vielleicht einmal einem Mädchen das Wort gegeben, das Mädchen hält sich nicht mehr daran, wohl aber er. Er sagt: Wort ist Wort, Würdigen wie Unwürdigen gegenüber. Nun quält er sich mit diesen Gedanken, möchte heraus aus dem Ideenkreis, hat den Muth nicht dazu und gefällt sich doch wieder in der Wollust dieser Selbstpeinigung. Träume, Fräulein, schwere Träume!"

„Wecken wir ihn auf. Wollen Sie?"

Sporen in die Flanken, und Heidenkamp und Friederike sausten rechts und links an dem Träumer vorüber. Sein Steigbügel riß ein Stück blaues Zeug aus dem Reitkleid des Mädchens, sein Pferd bäumte wild auf, vom Kies, den die Voraneilenden aufwarfen, an die Nüstern getroffen; hinter sich hörte er den Freiherrn mit der ältern Gesellschafterin; da ließ auch er von der tollen Jagd sich fortreißen. Scharf um die Ecke ging es. Ein heller Schrei. Zur rechten Zeit noch hatte die Reiterin ihr Köpfchen

gesenkt, so streifte der Ast des Weidenbaums, der in den Weg hineinreichte, nur eine der wehenden weißen Federn ihr vom Hütchen. Sie wirbelte im Winde, der sie dem Baron dann in's Gesicht blies.

Heimgarten hielt sein Thier zu langsamerer Gangart an; ihn ärgerte plötzlich der unbesonnene Ritt, und scheel sah er nach, wie die jauchzende Gesellschaft weit vor ihm über Gräben setzte, die Wiesen durchmaß und endlich, als sie ausgetollt hatte, in ruhigerm Schritte der Landstraße folgte. Dort fanden sie sich sämmtlich wieder zusammen.

Der Baron zog die Uhr!

„Um Gotteswillen, schon zwei Uhr durch, und ich sollte um zwei Uhr mit der Schwadron spazierenreiten! Höre, Heimgarten, Du stehst mit dem Rittmeister gut, übernimm den Dienst für mich, ich habe mit meinem Alten eine wichtige Unterredung . . . Du bist ein guter Kerl, gelt! . ."

„Na für heute; das nächstemal bring Deine Bitte früher vor. Nun heißt es aber eilen! Adieu Fräulein, seien Sie nicht böse, Freundesdienst ist auch Ritterdienst."

Und er sprengte vom Platze weg.

„Ich will mir doch auch einmal eine Schwadron ansehen, die verlegen auf ihre Offiziere wartet", lachte Friederike und trieb ihr Pferd an, an die Seite des dahinreitenden Offiziers zu kommen. Heim-

garten und die Gesellschafterin folgten ihr, Saasfelden blieb zurück.

Drinnen auf dem Gevierte des Kasernenhofes stand die Eskadron. Die Pferde hatten ungeduldig den Boden aufgestampft, und die Köpfe der Soldaten drehten sich in den engen Halsbinden fortwährend nach dem doppelflügelichen Thor zu. Endlich erschien in demselben der Offizier. An seiner Seite auf schaumbedecktem Thier — ein Bild voll Schönheit — das Mädchen.

Sie hatte ihr Barett verloren, und ihre langen Locken flatterten aufgelöst im Winde; ihr Busen hob sich, und höher brannte die Glut ihrer Wangen, als sie jetzt an der Linie der Reiter heruntersprengte, rasch kehrt machte beim Anblick des Rittmeisters, der eben einen saumseligen Rekruten am Ohrläppchen aus einem der Ställe herauszog, und nach einem flüchtigen Abschiedsgruß wieder dem Thor zu eilte, um nunmehr mit Heidenkamp und ihrer Gesellschafterin in das Hôtel, das sie bewohnte, zurückzukehren.

Dort wartete ihrer schon der Freiherr.

Heimgarten hatte sein Pferd vor dem Rittmeister parirt und hörte, wie er befahl: „Die Eskadron ist seit einer halben Stunde aufgestellt; so lange ließ sich trotz Befehls keiner der jungen Herren Offiziere blicken. Sie haben zwei Stunden lang mit der Mannschaft spazieren zu reiten und nach der Heimkehr sich auf der Adjutantur zu melden.

Sputen Sie sich!“ Der Rittmeister kehrte in den Stall zurück und schlug dem Lieutenant die Thür vor der Nase zu.

Heimgarten stand im Hofe. Die Pferde scharrten unruhiger, das Roß des Trompeters konnte sein Reiter kaum mehr halten, immer wieder wollte es dem Kasernenthor zu; der diensthuende Wachtmeister ritt heran und frug nach der üblichen Meldung: „Welchen Weg befehlen der Herr Lieutenant einzuschlagen?“ Fritz blickte seufzend auf sein Thier, das der vormittägige Ritt ohnehin angestrengt hatte; endlich salutirte er stumm, ritt zu seinen Reitern, gab sein Commando ab: „Mit zweien rechts brecht ab! Marsch!“ und zog kopfschüttelnd und die Unterlippe geschürzt an der Spitze seiner Mannschaft von dannen.

Der Weg führte ihn am Hôtel der Schauspielerin vorüber, die im Fenster lag, den Freiherrn an der Seite. Sie winkte freundlichst herunter, so daß der naseweise Cadet, der im ersten Zug Unteroffiziersdienste verrichtete, ganz laut vor sich hin bemerkte: „Donnerwetter, hat unser Herr Lieutenant einen schönen Schatz.“ Als ihm der Offizier dies mit einem ernst sein sollenden Blick verweisen wollte, ritt er vor zu ihm, er wußte es ja, die Herren auf Kriegsdauer nahmen es nicht so genau mit dem Reglement, und die Hand pflichtschuldigst an die Schirmmütze legend, bat er: „Ach, Herr Lieutenant, ist mein Armeebefehl noch immer nicht da?“

Sein Armeebefehl, das war derjenige, der seine Ernennung zum Officier bringen sollte, aber nimmer erscheinen wollte. „Mein Armeebefehl“ war sprichwörtlich geworden im Regiment, und Corporal und Wachtmeister uzten den guten Jungen und spannten seine Neugierde unablässig.

Auf der Adjutantur verlas später dem sich Meldenden der Adjutant: „Wegen Versäumniß im Dienst hat Lieutenant Fritz Heimgarten . . .“

„Himmelherrgott, ich bin doch nicht Offizier du Jour . . .“

Unter der Thüre stand der Rittmeister, der Majorsdienst versah . . . „Herr Lieutenant auf Kriegsdauer! — Herr Adjutant schreiben Sie: Und wegen respektwidrigen Dazwischenredens fünf Tage Zimmerarrest zu halten. Begeben Sie sich nach Hause und erwarten Sie dort den Adjutanten, dem Sie für diese Zeit Ihren Säbel übergeben“.

Sprachs und drehte sich auf dem Hacken seines rechten Stiefels um.

Der Adjutant fügte hinzu: „Ich erlaube mir, den Herrn Kameraden darauf aufmerksam zu machen, daß es der Anstand erfordert, diese fünf Tage zu Hause zu verbleiben. Der Arrest ist auf Ehrenwort...“

Sagen durfte er nichts, der bestrafte Lieutenant. Er biß die Zähne auf einander und ging heim.

Dort hatte er Zeit, darüber nachzudenken, warum wohl der Baron — er war doch sonst sehr pünctlich

im Dienste — ihn in diese Verlegenheit gebracht haben mochte. „Mein Gott", — errieth er es doch — „Friederike ist ein hübsches Kind, man mag mehr bei ihrem Anblick vergessen, als daß man um zwei Uhr Nachmittags schmierige Soldaten, nein! so und so viele königlich bairische Pferde auf dem Spazierritt beaufsichtigen soll."

Heidenkamp, der ein paarmal ihn zu besuchen kam, lachte ihn recht tüchtig aus. „Unser blonder Freund ist vor Freude außer sich. Das Schelmenstück ist ihm ganz nach Wunsch gelungen. Wenn Du meinst, er habe seines Dienstes vergessen, bist Du auf dem Holzweg. Er dinirt im Hôtel mit Friederike und läßt sich diese Tage, während Du die Strafe für ihn absitzen mußt, recht wohl sein, allein bei ihr. Du mußt weniger gutmüthig sein, Fritz, willst Du es in der Welt zu etwas bringen. Glaubst Du, er beichtet ihr, wo Du in diesen Tagen verweilst? Seinen Reden nach strolchst Du weiß Gott auf welchem Bauerndorf bei irgend einer Schulmeisterstochter umher. Ich könnte ihr wohl reinen Wein einschenken über Dich, aber ich weiß zu schweigen. Ich mische mich nicht in Eure Angelegenheiten. Am Ende dränge sie sonst in mich, Dir den Kopf zurechtzusetzen und Dich für die Welt abzurichten. Ich danke aber für eine solche Aufgabe. Wenn ich Dir übrigens gut rathen kann, so laß Dir nichts merken, daß Du den Arrest, den er verdiente, für

ihn zudictirt erhalten hast. Wer den Schaden hat, hat das Gespötte. Und man wird desto mehr verspottet, je unschuldiger man in sein Unglück gefallen. Vor den Weibern aber lächerlich erscheinen, lieber Freund, das ist das Schlimmste, was einem ehrlichen Christenmenschen auf Gottes Erde zustoßen kann."

„Ich will auch nicht rückfällig werden, Franz."

„Rückfällig? Ach ja, ich hörte einmal so etwas munkeln. Verliebt und verlobt und zur Thür herausgeworfen. War es nicht der Art?"

„Die Werbetrommel ging ja eben durchs Land, Franz, und da hab' ich aus diesem Grunde den bunten Rock angezogen, weil ich glaubte, der Staat wolle seine unnützen Kinder schnell los werden und uns als Kanonenfutter sofort den Preußen vorwerfen. Dich hat die Lust nach Abenteuern verführt, mich eine andere Hoffnung. Lach mich aus, lach mich aus Leibeskräften aus, vielleicht lach ich dann selber mit. Aber hüten werd' ich mich wenigstens, noch einmal lächerlich zu erscheinen . . ."

„Ja, liebst Du denn die kleine Katze?"

„Was heißt Liebe, wirkliche Liebe? Gebrannte Kinder fürchten das Feuer. Es muß nicht immer Liebe sein, wenn man sich leidlich gut mit einem hübschen Mädchen unterhält."

„Ich hätte mir aber doch den Baron säuberlich bei Seite gehalten. Die Katze läßt das Mausen

nicht, und der beste Freund ist er am wenigsten. Das solltest Du gemerkt haben."

„Laß ihm die Freude! Gönn ich sie ihm doch von Herzen! — Damit ich es nicht vergesse, sende mir Deinen Bedienten, dem meinen hab ich Urlaub gegeben, mit Wein und Cigarren; mich lüstet wieder einmal, heut Abend mich in meinen Büchern umzuschauen. Willst Du?"

„Gewiß! Adieu."

Mit dem Adjutanten, der dem Lieutenant nach Verbüßung seiner Strafzeit den Säbel wieder überbrachte, kam auch der Freiherr von Saasfelden zu Besuch. Fritz lachte, als er seiner ansichtig wurde: „Nun, so bist Du ja gekommen, den Patienten auf seinem ersten Ausgang zu unterstützen." — Sie traten auf die Straße hinaus; da schob er seinen Arm unter den des Kameraden und sprach ihm leiser ins Ohr: „Aber höre, Du hättest mich doch nicht sollen so in der Patsche sitzen lassen."

„Wie so?" war die Antwort, „Du hast den Dienst für mich übernommen. Also traf doch Dich die Strafe der Versäumniß! Du hast wohl nicht Jura studirt, Herr Kamerad? Aber melde Dich aus dem Arrest; ich grüße einstweilen die Schauspielerin von Dir."

„Faschingspossen", begann Heimgarten seinen Monolog, als er am nächsten Morgen sich reckend und

gähnend aus dem Bette erhob. Weil Sonntag war, konnte er sichs erlauben, länger als an den Werkeltagen in den Kissen zu liegen. Der Bediente trug geschäftig ab und zu, er reichte seinem Herrn den Rock hin und festete die Cravatte in die gehörige Schleife, daß sie nicht subordinationswidrig und neugierig bis zu den Ohren hinauf sich schiebe. Dann ging er, das Pferd zu satteln.

„Um den Hals", fuhr Heimgarten fort, der von Kindheit an frei und offen war, dies gestreifte Tuch; drei Ellen grünes Zeug, vergoldete Knöpfe darauf und eine goldene Stickerei auf dem rothen Kragen! Das ist es, wofür der Mensch sich verkauft hat. Und die den denkenden Mann, als er noch für sich allein stand und keinen zweiten über sich anerkannte, mitleidig belächelten, grüßen die Maschine jetzt, die sich des eignen Willens begab und sich dem höhern Blödsinn unterordnete. Die Dir sonst kaum dankten, wenn Du sie baar bezahltest, borgen Dir nun aufs Bereitwilligste, und in den Augen der Weiber findest Du jetzt Gnade, seit Dich der Schneider so funkelnd angezogen hat. Ihr seid es nicht anders werth — stupide Philister und Spießbürger, als daß wir uns einbilden, der Koth, aus dem wir Herren vom Militair geformt sind, sei ein feinerer, als der Euch zur Unterlage dient, und uns hoch über Euch erheben. Bückt Euch immerhin vor dem verbrämten Kragen! Wer ihn am schwersten gestickt trägt, ist

in der That unser Gottsoberster und unser Klügster. Er arbeitet wenigstens noch weniger als wir. Was ist Verstand, wenn nicht möglichste Ausbeute des Lebens! Arme Schreiber, die Ihr Euch die Rücken krumm sitzt und Hühneraugen an die Finger schreibt, wie tief steht Ihr unter uns, mit Eurem elenden Liedlohn für die heidenmäßige Arbeit. Wir drillen Recruten und reiten Pferde zu; wir gehen und fahren spazieren, wir küssen die jungen Frauen unserer Vorgesetzten und tanzen mit den Töchtern der älteren auf den Bällen des Casinos. So wahr ich Offizier bin, sagt ja wohl Saasfelden, wer müht sich mehr ab als wir im Dienst der Menschheit! Wir sind die Träger der Cultur; denn wir haben zuerst begonnen, uns die Taille zu schnüren und das Haar rückwärts zu scheiteln."

Vor dem Fenster wieherte ein Pferd; er griff nach dem Reitstock und eilte die Treppe hinunter. Schweigend ritt er neben dem Maler, der ihn abzuholen gekommen war. Ueber dem breiten Strom drüben verfolgten sie die Straße hoch auf der Hügelkette, die steil hier aus den Wellen emporsteigt.

„Die Luft ist so rein und klar", unterbrach Heidenkamp endlich den stummen Ritt. „Wie war ich früher um dies milde Licht so froh, und jetzt ekelt michs beinahe, wenn ich an Pinsel und Palette denke. Warum schickt man uns nicht vor den Feind? Wir, die wir die Garnisonshelden von ehedem so oft bespöttelt haben, wir sind nun ärgere Müßiggänger,

als sie es jemals gewesen sind. Herr Gott, ich weiß nicht, ob ich es nochmals im Leben zu einem ordentlichen Bilde bringe."

„Mir ist neulich das Buch aus der Hand gefallen", nahm Fritz das Gespräch auf. „Den blauen Rauchwolken seiner Pfeife nachzuschauen, wie sie allmählich in's Nichts zerfließen und im abendlichen Halbdunkel des Zimmers sterben, es ist wirklich etwas daran am dolce far niente. Wir waren doch recht erbärmliche Kerle, als wir uns abmühten und arbeiteten für unser tägliches Brod. Jetzt lassen wir das den Bürger und Bauer besorgen, der sich allem Anschein nach überglücklich darüber fühlt, denn während er den einstigen Arbeiter so obenhin ansah, zieht er vor dem jetzigen Landesvertheidiger und Faullenzer — denn das sind wir Zwei sicher — den Hut ab. Ein verführerisches Leben das . . .! Laß Deinen Hengst ausgreifen. Wie er sich ins Geschirr wirft und den Boden stampft mit den kräftigen Hufen! Er weiß ordentlich einen frohen Menschen über sich, sorglos und frei im Augenblick wenigstens. Komm mit mir! Hoch zu Roß erst fühlt sich der Mann."

So sprengten sie dahin. Der Spitzhengst des Malers schrie merklich unterm Druck seiner Schenkel, aber gehorsam fügte er sich der kräftigen Hand am Zügel. — Bergauf, bergab steigt und fällt die Straße und verliert sich endlich in den Auen, die

wasserdurchströmt weit zu beiden Seiten des Flusses sich erstrecken.

Heimgarten zog zuerst wieder den Zügel an und hielt sein schnaubendes Pferd, daß es verschnaufe; der Maler that desgleichen, dann knüpfte Fritz sein abgebrochenes Gespräch wieder an. „Ich könnte übrigens ein Vaterunser beten, daß dies Leben, so reizend es für die große Menge sein mag, für mich sein baldiges Ende habe. Ich sehne mich hinaus, wo die harmlosen Kameraden Thaten vollbringen, ich sehne mich darnach, übers Blachfeld zu reiten in der stolzen Linie des Regiments; ich möchte die Geschütze donnern hören und erproben, ob meine Seele im Kugelregen so ruhig sich verhält, als ich es wünsche . . . Oder wenn mir dies nicht vergönnt ist, dann sollen sie mir schleunigst meine Freiheit wieder geben und die Achseln meinetwegen über mich zucken, der ich in mein kaltes Zimmer und zu meinen unausgeführten Plänen zurückkehre. Aber bald! bald! denn dies Leben voll Müssiggang fängt an, mir zu behagen, und wenn es nicht in Kürze endet, werde ich zu schwach sein, es wieder abzustreifen, und vorbei ist es dann mit allen stolzen Hoffnungen meiner Jugend!“

Der Maler stimmte ihm ehrlich bei, und so plauderten sie eine Weile fort, bis endlich über ihrem Wechselgespräch die Pferde wieder in das frühere raschere Tempo verfielen und hinter den beiden

Offizieren eine Stimme vernehmbar wurde: „Ich muß die Herren darauf aufmerksam machen, daß es der Anstand erfordert, Schritt in der Nähe des Vorgesetzten zu halten.“

Es war der Adjutant, der ihnen zurief und sich ihnen anschloß.

„Ich reite ein Dienstpferd heute, sehen Sie nur,“ ergriff er das Wort; meine beiden Stuten haben die Druse bekommen. Hüten Sie sich, Herr Lieutenant Heimgarten, Sie reiten da auch so ein junges Thier.“

„Viereinhalb Jahr alt, Herr Adjutant.“

„Viel zu jung für den Dienst. Viel zu jung. Welche Race?“

„Russisches St eppenpferd. Hier der Brand. Ich habe es ganz roh bekommen.“

„Nicht geschickt von Ihnen. Hätten sich ein altes Dienstpferd erwerben sollen. Sage Ihnen, die verstehen den Wortlaut jedes Commandos.“ Und nun ging es fort in der Erzählung von diesen schätzenswerthen Geschöpfen, bis hinauf zum alten Schimmel des alten Ziethen. Der alte Reitergeneral war im Sattel eingeschlafen und so commandirte der Gaul die ganze Parade. — Heimgarten sah nach der Uhr; es war Zeit für ihn, umzukehren, und gerne verabschiedete er sich. Die anderen Beiden setzten ihren Ritt fort.

Heimgartens Gaul ging, wohin es dem Pferde beliebte. Wer den Mann gesehen hätte, wie er so

nachlässig dahinritt, nicht in der allerbesten Haltung, nach vorwärts gebückt, dann plötzlich aufschnellend und sich nach rückwärts im Sattel zurecht richtend, der hätte kein günstiges Urtheil über seine Kunst des Reitens abgegeben. Was lag ihm im Augenblick daran! Er hing seinen Gedanken nach, die ihn umflogen, wie die Spinnweben der herbstlichen Natur.

Das Pferd stutzte. Emporgeschüttelt aus seinen Träumen sah er fast erschrocken sich um. So weit war er vom Wege abgeirrt und nun auf dem Fußpfad — die Tafel war ja gerade wie für ihn hingestellt, die diesen Pfad jedem Reiter und Wagen bei empfindlicher Strafe verbot; wenn ihn einer der wachehaltenden Aufseher bemerkt und zur Anzeige gebracht hätte!

Zu Häupten seines Thiers stand freundlich grüßend Friederike mit ihrer Zofe. —

Sie reichte ihm die Hand hinauf und klopfte das ungeduldige Roß auf den Nacken . . .

„Ich konnte Ihnen gestern meine Bewunderung über Ihr Spiel nicht mehr ausdrücken,“ begann er.

„Wissen Sie mir jetzt nichts Besseres zu sagen, als was Jedermann mir vorleiert?“

Treuherzig blickte sie ihn an bei ihren Worten, dann, keck wie sie war, setzte sie den Fuß in den Steigbügel und hob sich munter darin empor. Da faßte sie der Offizier rasch um den schlanken Leib, vor ihm saß das Mädchen, halb lag sie und schlang

nun wortlos die Arme um seinen Hals, daß er ihr hochgehendes Herz am seinigen schlagen hörte; waldeinwärts flog das Pferd zum Entsetzen der erschrockenen Gesellschafterin, die, allein zurückgeblieben, hell aufschrie.

Von den beiden Anderen sprach keins ein Wort. Sein linker Arm lag im Bogen um sie, die Zügel fest in der Faust; sie hatte sich zurecht gerichtet und schmiegte sich nun dichter an ihn; seine Rechte hatte ihr flüchtig das Köpfchen gestreift, sie einmal fester heran gedrückt und war nun sorgsam bedacht, auf dem schwankenden Sitze sie zu stützen. Das Hütchen glitt ihr zurück und hing am losen Bande rückwärts hinunter, sein bärtiges Kinn lag fest auf ihren Locken, die der leise Wind in fortwährender Bewegung hob und niederfallen ließ. Er wollte sprechen; doch er hielt es für besser, wortlos sie ganz zu fühlen, wie ihr Athem heißer und heißer an seiner Brust vorüberging. Stumm ritt er dahin; auch sie verschmähte es, das Glück dieser Stunde durch einen thörichten Laut zu verscheuchen.

Gut war es, daß kein fremder Mensch diese abgelegenen Theile des Parks durchwandelte. War Niemand in der großen Stadt, so elend im Leid, so hoch in seiner Seligkeit, daß er die Einsamkeit aufsuchte? Oder war es die stille waltende Göttin, die ihre Hände heute über den Beiden ausstreckte und lächelnd ihr harmloses Glück bewachte . . .

Der Offizier sah auf. Glockentöne klangen an sein Ohr; eine heitere Melodie — Trompeten und Pfeifen — verriethen, daß ein Tanzboden irgendwo in der Nähe sei, da mündete auch schon der Pfad in eine breitere Straße ein; zwischen den Wipfeln der Bäume, die hier viel niedriger standen, ragte etwas entfernter ein rother, spitzer, ziegelgedeckter Kirchthurm empor, und ein lustiges Fähnlein baumelte auf seiner höchsten Spitze über der runden Kugel am eisengeschmiedeten Kreuze.

Heimgarten wußte, wo er war, und daß eben Kirchweih im Dörfchen gefeiert wurde. Sang und Tanz begleiteten das Fest — und . . . da wurden auch schon Gäste sichtbar zwischen den Stämmen und Tischen im Garten, weiße Mädchenröcke huschten hin und wieder, Stimmen erschallten, die ihm das Blut aus dem Antlitz jagten; eine unsägliche Angst preßte ihn das Herz, er kniff die Lippen zusammen und blickte starr durch die Zweige des Weidengestrüpps. Er fühlte ein großes, glänzendes, dunkles Auge auf sich ruhen, nun, glaubte er, wende sich der Mund, der zu diesem Gesichtchen gehörte, und es schlug ordentlich an sein Ohr, wie jenes Mädchen jetzt hellauf lachte, drei waren es, drei Schwestern — die flüchtigen Schritts ins altbekannte Jägerhäuschen eilten.

Er ritt in den Hofraum. Ein Droschkenführer spannte eben sein Pferd vor den Wagen, um nach

der Stadt zurück zu fahren. Der Lieutenant setzte seine Last sanft auf die Polster des Fuhrwerks, nannte dem Kutscher, ohne daß er das Mädchen um ihre Einwilligung vorher erst gefragt hatte, den Namen des Hôtels, das die Schauspielerin bewohnte, grüßte flüchtig und ritt von dannen.

Am Hufschlag des Rosses konnte man es erkennen, daß er bald von der Chaussee ablenkte, über die hölzerne Mühlbachbrücke hinwegtrabte und sich draußen in der grünen Ferne verlor.

Am Abend trafen die Beiden sich wieder. Friederike — so hieß die Künstlerin, falls ich bisher vergessen haben sollte, ihren Namen zu nennen — war zu Gast geladen in einer Familie, in der auch Heimgarten seit längeren Zeiten aus- und einging. So konnte er es wagen, sie dort aufzusuchen und hatte es auch bald weg, in den heiteren Ton, der jene behaglichen Räume so heimlich machte, mit einzustimmen. Er vermied es lange, sein sonderbares Benehmen vom heutigen Morgen mit einer Silbe zu berühren. Erst als die Hausfrau einmal für kurz aufgestanden war, ihrem Manne ein flüchtiges Wort ins Ohr zu flüstern, faltete er die Hände zusammen, und mit einer Stimme, wie er sie nie im Leben demüthiger hervorgebracht, bat er leise: Vergebung! Sie legte als einzige Antwort den Finger an ihre Lippen.

Auf dem Heimwege — der Hausvater hatte sie lächelnd der Führung Heimgartens anvertraut —

legte sie langsam ihren Arm in den des Offiziers; ganz der Länge nach, daß ihre Finger auf seine Hand zu ruhen kamen. Dann schritt sie neben ihm her und wartete seiner Anrede.

Was mochte er haben, weil er so beharrlich schwieg?

Unter einer Gaslaterne hielt sie ihn an und blickte zu ihm auf. „Was ist Ihnen nur wieder?" begann sie. „Im Gasthof warten unser Ihre Freunde. Wir sind hier allein und Sie tragen einen Kummer auf dem Herzen. Droben hat er sich hinter eine scheinbare Lustbarkeit versteckt, und nun drängt er sich nur um so gewaltiger in Ihr Gesicht. Heraus mit ihm! Oder habe ich mich Ihres Vertrauens unwerth gemacht? Es thäte mir leid, um meinetwillen."

„Sagen Sie, Friederike," gab er zur Antwort, und zwar war es jetzt das erste Mal, daß er sie geradewegs bei ihrem Taufnamen anredete ... „sagen Sie, haben Sie noch niemals geliebt?"

Das Mädchen sah ihn mit komischem Ernste an bei dieser seltsamen Frage. „Wie kommen Sie zu dieser Rede?" frug sie . . .

„Schelten Sie mich um meiner Neugier willen, aber antworten Sie mir; haben Sie noch nie geliebt?"

„Fritz, Sie sind Offizier und ich eine Schauspielerin . . ."

„Ich habe diesen Rock zu kurze Zeit an, als

daß ich mich schon in ihn und mit ihm in die Gesinnungen dieses Standes hineingelebt hätte, und von Ihnen weiß ich, daß Sie in diesem Augenblicke wenigstens Ihres Schauspielerberufs vergessen. — Haben Sie noch nie geliebt?"

„Ja, und zwar öfters. — Hier haben Sie meine ehrliche Antwort."

„Und man kann das?"

„Gewiß, wenn man nur ernstlich den Willen dazu hat."

„Ich verstehe das nicht."

„Täuschen Sie sich nicht mit thörichten Gedanken. Mein Gott, man wird den Einen tiefer, inniger lieben, als den Andern, aber warum, wenn das Spielzeug zerbrochen ist, sich ewig grämen um Dinge, die verloren sind? Ich bin Schauspielerin, Fritz. Wenn ich das Leben copiren will, wie es sich darstellt, muß ich es vorher kennen gelernt haben. — Und . . . sind Sie wirklich treu? Es giebt keine Treue auf Erden; ein Augenblick macht sie stets wanken, und vom Wanken bis zum Fall ist nimmer weit."

„Von den drei Mädchen heute — haben Sie die weißen Röckchen nicht flattern gesehen? — ist die eine einmal mein gewesen."

„Und das erschreckte Sie so sehr, daß Sie mich hülflos zurückließen?"

„Es giebt Momente im menschlichen Leben. . ."

„Keine Predigt," fiel sie ein. „Schreiben Sie das ein andermal, was Sie mir jetzt vorhalten wollen. Sagen Sie offen . . . Lieben Sie jenes Mädchen noch immer?"

„Das Herz ist ein ander Ding als der Verstand."

„Reden Sie sich nicht auf diesen allgemeinen Sündenbock hinaus. Alle Welt schützt ihn vor, und der unschuldigste Theil am ganzen Menschen ist doch das Herz. Seien Sie ehrlich, und bekennen Sie gleich mir: Hatte seit jener Zeit kein Mädchen mehr Ihres Beifalls, Ihrer Anerkennung sich zu erfreuen?"

„Ich habe in manche Augen geblickt, wie ich jetzt in die Ihrigen schaue, und manchmal habe ich geglaubt, ich könne vergessen. Aber der Glaube war immer nur ein kurzer Wahn."

„Einbildung! Sie sind ja doch untreu gewesen. Ob in heimlichem Verlangen oder in der That selber, das gilt gleich. Nur wollt ihr nicht daran glauben. Ihr Männer seid eben aus wunderlichem Holze geschnitzt. Da schwärmt Ihr von der Einen zur Andern, Eure Lippen betheuern nur Liebe, Eure Hände streicheln unsere Wangen, Eure Arme umfangen unsere Schultern, kein Mensch denkt anders, als es sei wirklich Liebe, was Ihr da zeigt, Liebe zu tief aus voller Brust, und derweil soll Alles nur ein Gaukelspiel gewesen sein hinter ihrer Larve,

bei dem Ihr einer vergangenen Zeit Treue gewahrt haben und mit keinem Gedanken der Einen, Fernen untreu geworden sein wollt. Um wie viel bin ich besser als Ihr, ich, die vielverleumdete Komödiantin. Ich sag' es heraus, wenn ich liebe. Ja, ich habe geliebt, heiß und innig geliebt, ich liebte wieder und werde wieder lieben. Wir sind einmal auf der Erde, uns zu amüsiren, und ich will die Letzte sein, die der fröhlichen Bestimmung sich entzieht. — Nun sprechen Sie."

„Ich kann Sie verstehen und möchte Sie nachahmen. Aber mein ganzer Mensch steckt in Widersprüchen. Sehen Sie das Tuch an meinem Leibe! Ich bin Soldat geworden und des festen Willens, gegen den Feind mein Leben zu wagen, von dem allein ich das Heil für unser großes Vaterland erwarte. Das Herz ist eben leider ein ander Ding als der Verstand. Wir verschließen uns nicht der Erkenntniß, daß jede Aenderung in der Verfassung Deutschlands dem Vaterlande nur zum Segen gereichen kann, und wir wehren uns mit Daransetzung des eigenen Lebens gegen jeden gewaltsamen Versuch, diese Besserung herbeizuführen. Als ob sie anders herbeigeführt werden könnte, als gewaltsam!"

„Was sollen diese Erörterungen mir?"

„Lassen Sie mich zu Ende kommen! Ich habe geliebt und war glücklich in meiner Liebe. Ich

zählte schon bis zu dem Tage, der mein Mädchen für ewig in meine Arme führen würde. Da, mitten aus meinem Glücke, ward ich hinausgestoßen und — ich kann nicht einmal behaupten, daß jenes Mädchen unglücklich darüber sich fühlen durfte. Ich ward Soldat; der Krieg kam mir erwünscht, und gleich galt mirs, ob die Sache rein ist oder unrein, dafür wir ihn führen. Ich dachte nicht anders, als der Kugel entgegenzureiten, die für mich schon geladen war. Aber ich reite ihr nicht entgegen. Ich lungere thatenlos in der Garnison und finde Sie, die ich nicht gefunden hätte außer in diesem Gewande. Denn Sie hätten ja auch, wie alle Welt, dem namenlosen Menschen höchstens eine gnädige Audienz gewährt und dann sich nicht weiter um ihn gekümmert. Einen königlichen Lieutenant aber fertigt man nicht so kurzweg ab . . ."

„Und nunmehr?" fragte das Mädchen.

„Ich bin zu Ende. Nunmehr bin ich ein doppelter Sünder. Gegen das Herz, das mich verführt hat, mich als Soldat anwerben zu lassen; gegen Sie, in deren Nähe mir wohl und ruhig ist. Und dennoch muß ich es hinunterwürgen, so oft mir das Wort auf die Zunge kommen will: ich habe Sie lieb, Friederike."

Sie zuckte merklich bis in die Fingerspitzen, die noch immer auf seiner Hand lagen.

„Was soll ich es auch aussprechen, dies Ge-

ständniß;" sprach der Lieutenant fort, „zu Ihrem Gatten paſſ' ich doch einmal nicht. Sie brauchen einen Menschen, der das Leben heiter nimmt, wie Sie; einen Mann, der Ihnen Ersatz bieten kann für all das, worauf Sie beim Eintritt in sein Haus schließlich doch verzichten müssen. Sie sind eine Künstlerin, von einer Bedeutung, die ich nicht unterschätze; die ersten Bühnen streiten sich um Ihren Besitz; in allen Zeitungen geleiten Lobeserhebungen Ihren Namen, und was ich selbst diese wenigen Male von Ihrer Kunst gesehen habe, zwingt mir die vollste Bewunderung ab. Wer Sie dem Allen entreißen will, muß Ihnen Vieles dafür geben können; Glanz für den Glanz, Namen für Ihren Namen, Reichthum und was in den Augen der Welt glücklich macht. Ein Herz allein thuts nicht, wenn es auch ein treues, volles Herz ist. — Ich habe Sie recht lieb, Friederike, und kann Ihnen das mit ruhiger Vernunft auch sagen. Hier dieser Ring . . ."

Er streifte den Handschuh ab und zog einen goldenen Reif vom Finger; er wußte ihre Hand währenddem zu berühren, die er herzlich drückte, und fühlte, wie sie den Druck erwiederte . . .

„Ich hatte ihn einst im Uebermaße meines Glückes meiner schönen Braut gegeben. Nehmen Sie den Zurückgesandten nun, zum Gedächtniß dieser Stunde und weil Sie die Erste Ihres Ge-

schlechtes sind seit jenen Tagen der Trauer, die mir freundlich und mild entgegenkam und Die, wenn wir wieder scheiden, in mir nur eine ungetrübte Erinnerung als liebes Andenken zurückläßt: Hier. Nehmen Sie!"

„La croix de ma mère . . ." lachte sie plötzlich mit ihrer silberhellen Stimme. . . .

Er lachte mit und steckte den Ring wieder zu sich, „Sie haben Recht, Sie sind die Vernünftigere von uns Beiden," sprach er.

Schon standen sie an der Thür des Gasthofes, dessen Erdgeschoß hell erleuchtet war. Der Baron und der Maler erwarteten sie; die Gesellschafterin Friederikes war beinahe ungehalten über das lange Ausbleiben ihrer Dame; sie hatte sich im Lauf der Jahre eine Art mütterlicher Oberhoheit über die Schauspielerin angeeignet und handhabte dieses usurpirte Recht nicht zum Nachtheil des Mädchens.

Der Baron hatte Freunde mitgebracht, junge Leute von verschiedenen Gesandtschaften; das unvermeidliche Recensentenproletariat hatte sich gleichfalls herzugedrängt; der Maler war unerschöpflich in drolligen Geschichten, die er sämmtlich in Paris erlebt haben wollte, und das Alles umdrängte die lange Erwartete und umschwirrte sie summend und surrend, wie Schmetterlinge das Licht an einem warmen Sommerabend.

Endlich kam Klarheit in das Chaos; Friederike

saß am Tische, rechts von ihr Heimgarten, zu ihrer linken Seite die Begleiterin, Baron Saasfelden mußte sich neben dieser niederlassen; man hatte sich so urplötzlich gesetzt, daß er bei aller Eile den ihm angenehmeren Platz nicht hatte einnehmen können. Am unteren Ende der Tafel fanden sich die kritischen Scribenten zusammen und kehrten sich den Rücken zu; der eine, kahlhäuptige, zwängte ein Monocle vor das schielende Auge und lümmelte sich im Bewußtsein seines Werthes vor seine Weinflasche. In bunter Reihe durcheinandergewürfelt saßen die übrigen Gäste. Champagnerpfropfen knallten gegen den getäfelten Plafond; der schäumende Wein floß reichlich; Witz schlug gegen Witz.

Der Baron brachte ein Album hervor, das er für die Künstlerin bei sich trug; sie forderte die Versammelten auf, Jeden auf einer besonderen Seite sich einzuzeichnen. Ohne sich lange zu besinnen, schrieb denn Saasfelden den alten Spruch Salomonis nieder: „Alles ist eitel," der Maler jubelte: „Freut euch des Lebens;" die jungen Attachés zeigten ihre Kenntniß unserer Classiker. Als die Reihe an Heimgarten kam, war auch er mit sich einig und sprach, während er schrieb, die Worte des englischen Dichters:

„Was soll ein Weib
Auch alles Gute haben! Euch ward ja
Die Schönheit. Nun, so laßt den andern Frauen
Die Wahrheit und das Mitleid; sind sie doch

Trotz alledem nie so vollkommen, als
Ihr seid . . .
„. . . Ihr seid schöner
Als sie; sie sind halbhäßlich, denn sie sind
Mehr gut, als schön; Ihr seid vollendet schön.
Vollendet schön sein, ist das Beste."

Der Baron lachte fröhlich. Der Maler hatte die Verse nur zur Hälfte verstanden; der englische Baronet dem Vorlesenden gegenüber, suchte nach einer geistreichen Phrase; er bedankte sich bei dem Lieutenant für die liebenswürdige Anwendung der Verse seines Landsmanns; der Zeitungsreporter mit dem Glatzkopf und dem Monocle vor dem schielenden Auge ärgerte sich, weil sich Niemand im Augenblick mit ihm beschäftigte; er wollte auch seine Gegenwart den Anwesenden ins Gedächtniß zurückrufen und wußte zu dem Ende nichts Besseres zu thun, als den Hahn am Gasometer zuzudrehen. Tiefe Finsterniß plötzlich; Lachen und ärgerliches Aufschreien ringsum . . . Heimgarten fühlte zwei weiche Hände um seinen linken Arm; ein paar heiße Lippen nahten seinem Ohr, ein flüchtiger Kuß, und leise, leise flossen die Worte hinein: „Ein treues, volles Herz thuts auch allein . . ."

Schon war der Schaden wieder gut gemacht; die Lichter flammten auf. Gleichgültig führte Friederike mit ihrer Nachbarin ein kaum unterbrochenes Gespräch fort . . . Niemand, Niemand wußte, was vor sich gegangen . . .

Heimgarten sprach wenig mehr, um so mehr überbot sich der Freiherr, die Unterhaltung im Flusse zu halten.

Mit einmal ging die Thür auf, und Bösenberg stand mitten in der Gesellschaft. Er war etwas geröthet im Gesicht und schien heitrer Laune zu sein. Vielleicht hatte er ein Glas über den Durst getrunken, obwohl das sonst nicht Brauch bei ihm war. Der Rittmeister war Offizier, nur Offizier, barsch, derb von Humor, dabei aber doch wieder der beste Mensch, d. h. wenn er einmal Mensch sein wollte, zu meist war er nur Offizier.

Saasfelden und Heidenkamp standen ordnungsgemäß aufrecht, Heimgarten war plötzlich aus seiner Selbstvergessenheit erwacht und in tiefem Gespräch mit seiner Nachbarin. Er bemerkte nicht, um welch' weitere Persönlichkeit die Tischrunde gewachsen war.

Der Rittmeister nahm sich einen Stuhl und schob ihn etwas rücksichtslos zwischen die Schauspielerin und Heimgarten. „Der Herr Lieutenant scheinen nicht zu wissen, was sich schickt," fuhr er den Letzteren an.

„Herr Rittmeister! . . ."

„Man pflegt doch aufzustehen vor seinem Vorgesetzten."

„Hier bin ich nicht Offizier, hier sind wir nicht im Dienst, hier bin ich Mensch, wie jeder Andere . . ."

„Darf ich Ihnen nicht meinen Platz anbieten,

Herr Rittmeister" mischte sich Saasfelden ein; auch die übrige Gesellschaft wurde aufmerksam auf den unerwartet vom Himmel gefallenen Zwist, und die beiden Damen standen auf. Heimgarten hatte Alles vergessen, was um ihn war. „Fräulein", rief er, „glauben Sie mir doch, ich bin Mann's genug, Sie gegen ungebetene Nachbarn zu schützen . . ."

„Sind Sie des Teufels, Herr? Sofort gehen Sie nach Hause und erwarten das Weitere."

„Das werde ich nicht, Herr Rittmeister . . ." Er wollte weiter sprechen, da schloß ihm Friederikens Hand den Mund, Friederike's, die an Heidenkamp's Arm dazwischen trat und den Maler bat: „Bitte, wollen Sie nicht meine Bekanntschaft mit dem Herrn Rittmeister vermitteln . . ."

„Rittmeister von Bösenberg", stellte sich der Rittmeister, schnell sich nach der Dame wendend, vor.

„Bösenberg, Bösenberg," lachte diese, „Sie sind doch nicht gekommen mit der ganzen Furchtbarkeit Ihres Namens. Setzen wir uns wieder, stören Sie mir die Gesellschaft nicht, seien Sie hübsch Gutenberg! Nicht wahr . . ."

„Ei kleine Kunstreiterin" lachte Bösenberg, „aber diesen Herren auf Kriegsdauer muß man von Zeit zu Zeit eine Lektion in Subordination geben . . . Das gewöhnt sich die civile Ungebundenheit nicht ab und das . . ."

„Ein Glas vor dem Schlafengehen muß ich noch

haben, mir ist der Hals ganz ausgetrocknet," warf Friederike ein.

„Richtig, ich vergaß" . . . und der Rittmeister beeilte sich das Glas des Mätchens zu füllen . . . „Wissen Sie, Fräulein, mein Durst ist so ziemlich alle für heute, und da übersieht man's dann leicht, wenn andere Gläser leer stehen. Aber ein Glas bezwingt man auch ohne Durst. Apropos, warum kam ich denn eigentlich so hereingeschneit in Ihre Gesellschaft? Richtig, Fräulein, ich will Ihnen Ihre Offiziere entführen. Freuen Sie sich, meine Herren, der Marschbefehl für die beiden Reserveschwadronen ist da. Wir rücken ab zur Armee . . ."

„Fort! Fort! Vor den Feind!" rief Heimgarten und wollte nach der Ecke, wo sein Säbel stand.

„Nicht so schnell, Herr Lieutenant" unterbrach ihn Bösenberg „nicht jetzt und nicht Sie . . ."

„Aber ich stehe ja doch bei der ersten Ersatzschwadron . . . ."

„Ich glaube nicht, daß bei Ihren Anschauungen von Subordination die Strenge des Dienstes etwas anders will, als Ihre Versetzung zum Depot. Statt Ihrer werde ich mir Heidenkamp vom Herrn Major ausbitten . . ."

„Herr Rittmeister . . ." bat Heimgarten, aber diesmal hatte der Rittmeister einen Bundesgenossen in der Schauspielerin, die ihm Recht gab. „Strafe muß sein," sagte sie, „und wenn die Strafe für den

jungen Helden nicht empfindlich ist, dann wäre sie ja keine Strafe. Uebrigens bin ich vollkommen überzeugt, der Herr Rittmeister haben diese Versetzung doch nur befohlen, um mir einen Gefallen zu erweisen. Ich danke Ihnen dafür, Herr von Gutenberg und Sie, Herr Regimentsdichter, küssen Sie mir die Hand. Die bösen Preußen decimiren die Schaar meiner Ritter, so verdoppeln sich die Pflichten der Uebrigbleibenden. Gute Nacht, meine Herren, es ist spät. Kommen Sie, Fräulein!"

Und Bösenberg machte seine Drohung am andern Tage zur Wahrheit. „Seien Sie froh, Lieutenant, daß Sie hierbleiben können. Lorbeeren sind draußen ja doch keine zu holen. Aber hier! Warum verfing denn die schmucke Reiterin so schnell auf meinen Plan? Sie haben doch Augen?"

Saasfelden stand lächelnd dabei, auch er blieb beim Depot zurück. Heidenkamp war feldmäßig ausgerüstet und brachte es nicht über's Herz, seine Freude zurück zu halten.

Bösenberg und der seitherige Adjutant führten die Ersatzschwadronen. „Ja, Herr Rittmeister", fragte der invalide Major, der an der Spitze des Depot's stand, „wen hab' denn nachher ich, daß er meine Befehle diktirt. Vom Schreiben bin ich mein Lebtag lang kein großer Freund nicht gewesen."

„Ich würde unmaßgeblich Kamerad Heimgarten dazu vorschlagen", ergriff Saasfelden das Wort.

„An Federgewandtheit dürfte von den Zurückbleibenden keiner sich mit ihm messen . . .“

„Der Regimentsdichter“, lachte Bösenberg, „das ist ein guter Gedanke. Ich kann Ihnen keinen besseren Adjutanten empfehlen . . .“

„So Sie sind der Versmacher“, antwortete der Major und lüftete den Helm, um die Perrücke zurecht zu schieben, „aber daß S' mir nur keine Verse in's Befehlbuch einschreiben, die kann i net brauchen. Und nun gehn's meine Herren, ich muß zu mei'm Frühschoppen!“

„Stall Nr. 6 — lieber Heimgarten — sind zwei gute Stände für Ihre Pferde. Ich lasse sie Ihnen als mein Vermächtniß zurück“, grüßte der Rittmeister und Heidenkamp lachte zum zweiten Mal hell auf, als er mit Fritz über die Treppe herunterging: „der liebenswürdige Saasfelden hat Dich zu dem Vertrauensposten vorgeschlagen! Wie aufopfernd! Nun kannst Du im einsamen Kasernenzimmer den Mond anseufzen, der Deine Stallthüren bescheint. Doch Du hast ja Phantasie und wirst mit seinen Strahlen hinter gewisse Gardinen blicken, auf Spitzenbesätze, seidenrauschende Kissen, auf denen ein Wald von Locken ausgebreitet liegt und in seinem Glanze ein spitzes kleines Näschen doppelt erglänzt und zwei rosenrothe Nasenflügel die parfümirte Luft eines Zimmerchens einathmen . . Oh . . .! Armer Heimgarten, ein Anderer wird im Heimgarten bei ihr

sitzen und plaudern, und alle Deine Sehnsuchtsseufzer verhallen hier umsonst."

Der Adjutant mußte in dieser aufgeregten Zeit in der Kaserne wohnen, wo ihm vier riesige, weiß übertünchte Mauern als Wohnraum angewiesen waren. Abends mit dem Zapfenstreich hatte er die Schlafsäle zu visitiren, einmal die Nacht nach der Stallwache in den verschiedenen Ställen zu sehen, den Rapport des Wachtkommandanten dreimal des Tags entgegenzunehmen, beim Frühstall gegenwärtig zu sein und jederzeit beim Ausreiten auf der Wache am Thor zu hinterlassen, wo er für allenfallsige Vorkommnisse zu treffen sei.

Dafür hatte er auch eine Ordonnanz vor seiner Thür, und die Kasernenwache mußte vor ihm herausrufen!!

Friederike war am Tage, der dem geschilderten Abend folgte, unwohl. Am zweiten Tage — die Freunde hatten die scheidende Abtheilung früh morgens zum Bahnhof geleitet — spielte sie und empfing also Niemand. Nach ein paar Tagen aß sie im Gastlokal flüchtig zur Nacht, um sich bald auf ihre Zimmer zurückzuziehen; es war daran, daß ihr Gastspiel sollte unterbrochen werden, so gaben ihr die übrigen Mitglieder der Bühne ein kleines Fest, zu dem natürlich Saasfelden und die Attachés das Ihrige beitrugen. Dann blieb sie dennoch und spielte noch einmal, diesmal zum Besten der Verwundeten; und

wieder einmal für sich; und schließlich fand sich wie früher die alte Gesellschaft im heimlichen Eckzimmer des Hôtels zusammen, und fröhliche Laune herrschte wie nur je vorher, oft lange bis nach Mitternacht. Heidenkamp und Heimgarten wurden wohl vermißt dabei. Zumal nach dem Letzteren erkundigte sie sich öfters, und der Freiherr wußte dann nicht genug zu erzählen, wie tief der Arme zwischen seinen Schreibekünsten stecke; und wirklich, wenn Heimgarten auf ein Stündlein am Tage einmal abkommen konnte, bestätigte er's traurig.

Indessen war der Krieg beinahe seinem Ende zugeeilt. Die Armeen der verbündeten Großmacht waren in großen Schlachten beispiellos geschlagen, die kleineren deutschen Heere zogen sich Schritt vor Schritt kämpfend zurück; sie erkannten jedes weitere Blutvergießen für nutzlos. Die Soldaten sehnten sich nach Ruhe; sie hatten sich brav und ehrlich gehalten, aber was wollten die schwachen Reihen allein gegen den mächtigen Feind? Sich nutzlos die Köpfe einrennen an der ehernen Wand, die unübersteigbar, undurchbohrbar ihnen gegenüberstand?

Jeder scheinbare Vortheil des Augenblicks mußte vom berechnenden Obercommando wieder aufgegeben werden. Das entmuthigte den Mann, der murrend nur den Fuß rückwärts von der Scholle setzte, die er wenige Minuten vorher mit seinem Blute gewonnen hatte. Dunkle Gerüchte durchliefen die Luft,

daß von Osten her im Rücken der Armee ein starkes, feindliches Heer sich zeige; abgeschnitten, gefangen zu werden, winkte als Aussicht in die Zukunft. Ihre ungestüme Tapferkeit war nutzlos; kein Mensch verlangte vom Soldaten mehr, sinnlos vorwärts zu gehen, das ganze Land erwartete stündlich den Abschluß eines Waffenstillstandes, dem der endliche Friede folge.

Nur der Minister, dessen ruhmlose Politik so viel namenloses Elend über das engere Vaterland der drei Offiziere verhängt hatte, dieser Minister bestimmte, daß um seinetwillen noch eine Schlacht geschlagen werde. Er fühlte den Verdacht, der im Lande laut und vernehmlich Haupt und Stimme gegen ihn erhob und ihn unredlicher Handlungen anklagte, und die neue Schlacht sollte diesen Vorwurf von seinen Schultern wälzen.

Und es geschah so. Tausende von den Kindern des Landes wurden noch um dieses einzigen Mannes willen in den Tod gehetzt.

Die Depots der Regimenter erhielten Befehl, weiter südlich in das Land sich zurückzuziehen. Aber ehe der Auftrag erfüllt werden konnte, war die dunkle Ahnung zur Wirklichkeit geworden, das Heer im Rücken erschienen, der Feind hatte sich rings um die Thore der Stadt gelagert und beschoß die Festung, die über dem Flusse auf dem aufsteigenden Hügel erbaut war. Er drang in die Stadt und nahm

die Truppen, die sich nicht schleunigst über die Brücke auf das jenseitige Ufer retten konnten, gefangen. Saasfelden und Heimgarten waren mit abgeschnitten worden.

Der Baron ging als gleichgiltiger Partikulier im Speisesaal des Gasthauses nachlässig auf und ab, der Poet hatte seinen Bart geopfert und servirte in Bedientenkleidern am Tische Friederiken's. Das kriegerische Gewand der beiden Offiziere lag, um die Freunde vor Gefangenschaft zu bewahren, zu tiefst in den Koffern der Schauspielerin. Die Pferde waren gerettet, mit ihnen hatten sich die vorsichtigen Bedienten noch zeitig genug, den Fluß durchschwimmend, aus dem Staube gemacht.

Versprengte Husaren von der Occupationsarmee ritten durch die Straßen. Sie erzählten von einem glänzenden Reitergefecht, aus dem sie sich zurückziehen mußten. Der verkappte Bediente brauste auf, um gleich darauf beinahe zu weinen, daß er, so nahe der Waffenthat, zu schmählicher Ruhe verurtheilt war. In seinem ungerechten Groll warf er dem Baron und dem Mädchen die Schuld an seiner Unthätigkeit vor.

„Was gehst Du mich an," gab ihm Saasfelden zur Antwort. „Bist Du ein Kind und ich Dein Hofmeister?" Dann zündete er sich eine Cigarre an und rauchte ruhigen Gemüths zum Fenster hinaus, wo auf dem freien Platz vor dem Königsschlosse die

Truppen der Gegner sich zum Abmarsche rüsteten. Denn die ersehnte Waffenruhe war endlich abgeschlossen worden, und die Stadt als außerhalb der beiden feindlichen Linien liegend erklärt.

Im Bivouac trafen sich die Freunde. Friederike hatte alle Künste der Ueberredung, die ihr zu Gebote standen, anwenden müssen, den widerstrebenden Heimgarten in sein kriegerisches Gewand zu nöthigen. „Ich bin der Uniform unwürdig!" hatte er fortwährend ausgerufen, „schickt mich nach Hause zu den Weibern und Kindern!" Und seine erste Frage, als er Heidenkamp wieder sah, war: „Stehe ich nicht vor Dir, wie der Esel in der Löwenhaut?"

Der Maler war siegestrunken. Er achtete nicht darauf, daß der Freund nur desto finsterer vor sich hinblickte, je farbiger und lebendiger er seinen Ritt beim Einhauen schilderte. Die Signale, die in der Erinnerung schmetternd wieder erklangen, jeden Hieb seiner Reiter, das Geklirr der Säbel an den Kürassen der Gegner, das Wiehern und Stampfen der Rosse, Hurrahgeschrei der Mannschaft, der Verwundeten Stöhnen, wo es hörbar wurde in dem grausen Lärmen, die hochgerötheten, aufgequollenen Gesichter der Kämpfenden und zwischen all das hinein den regelmäßigen Donnerschlag der Batterien, die jede Lücke benutzten, dem drängenden Feinde ihre Granaten in die Reihen zu werfen, ein Ton, recht wie der Contrabaß einer tollen Ouverture: wo blieb

nur Heimgarten? Er mußte sich von dannen geschlichen haben. Richtig dort lag er auch auf dem Strohbündel neben den wiedergewonnenen Pferden, die sein Diener wusch und striegelte.

„Nützt Dich Dein verbissener Grimm", tröstete ihn der Maler. „Kannst Du es denn ändern, daß Dein Schicksal sich so gestaltete!"

„Ich weiß es freilich, wer zum Hungertod bestimmt ist, stirbt ihn zwischen zwei Fleischtöpfen. Hätt' ich mit anreiten dürfen: eh es an Säbelschwingen gekommen, lag ich am Boden mitsammt meinem Roß, aber nicht getroffen von einem Granatsplitter, nein gestolpert über einen Maulwurfshügel oder jämmerlich aus dem Sattel geworfen, recht zum Spott der Schwadronen. — Grüßt mir Friederike; sie sieht mich nimmer, ich schäme mich."

Damit enteilte er, dem dienstthuenden Unteroffizier folgend, der ihn zum Major rief. Die beiden Andern gingen zwischen den Feuerstellen auf und nieder und verloren sich schließlich in der endlosen Reihe der Reiter, die sich am Boden ausruhten, jeder zu Häupten seines Thieres.

Er verweilte im Lager. Das Wenige, was von den Vorräthen der Depots in ihren Händen geblieben war, führten die Beamten der Kanzlei mit sich voraus an den Ort, der dem Regiment als künftige Garnison angewiesen war nach dem voraussichtlich bald erfolgenden Ende des Feldzugs. Die

übrige nicht gefangene Mannschaft wurde in die Eskadronen eingetheilt zur Ausfüllung der Lücken vom letzten Treffen her und die durch die mannigfachen Anstrengungen und Strapatzen des Krieges entstanden waren.

Bei den Eskadronen erwartete er denn auch den endlichen Abschluß des Friedens und ritt, als dieser Thatsache geworden war, mit ihnen nach den neuen Bestimmungsort ab.

Bei grauendem Morgen ward eine Brücke über den Fluß geschlagen. Stumm, wie ausgestorben, gespenstisch bewegten sich die Pontons durch das Wasser, lautlos legten sie sich einer an den andern, die Anker faßten Grund, Balken und Bretter senkten sich in Reihen quer darüber, als wüßten sie es nicht anders, und bald zog die Vorhut der Armee, Panzerreiter in den weißen Mänteln aufs jenseitige Ufer. Wie ein Zug von Geistern ging es über den Strom; drüben vertheilten sich die Schwadronen, und wie Irrlichter im Morgennebel glitten die einzelnen Gestalten dahin. In geschlossenen Massen folgten die Regimenter auf den verschiedenen, angegebenen Straßen der Heimath entgegen marschirend. Trotzige Männer! Man konnte ihnen den Ingrimm ansehen, der nicht für besiegt gelten wollte; manche Verwünschung ward laut, um langsam nur wieder zu verstummen, endlich war man's zufrieden, daß dem

müssigen Blutvergießen eine Schranke gesetzt ward. Ein andermal soll's besser gehen, hieß es.

Schon den dritten Tag währte der Ritt. Im scharfen Winkel biegt die Straße ab, lichter ward es zwischen den Bäumen, der Wald verschwand, die letzte Spitze liegt links vom Zuge, steil bergab führt der Weg . . . und unten, zu Füßen der Schwadronen, rauscht in seiner blauen Pracht der Rhein. Der Major hatte nichts anbefohlen, aber die Musik spielte plötzlich, die Reiter rissen grüne Zweige von den letzten Bäumen und steckten sie auf die Helme. Ein frischer Herbstwind ging über die Wellen und schwellte sie; die Weiden in den Auen bogen sich, ein Reiher stieg daraus auf und strich, die mächtigen Flügel hebend, langsam durch's Blaue.

Drüben über dem Strome lag die Stadt; hoch über ihre Dächer weg ragte aus Wallnußbäumen roth der Dom, und von seinen vier Thürmen begrüßten feierliche Glockentöne das Regiment.

Hart an Heidenkamp ritt der Poet. „Nun fühle ich etwas", sprach er wie feierlich, „so muß es den Husaren Blüchers um's Herz gewesen sein, als sie bei Caub über ihn setzten, siegestrunken und zukunftsfreudig, und hineinritten in's Land des verhaßten Feindes. Sie sollen ihn nicht haben, unsern alten deutschen Rhein! Kommt, gelobt mir's, daß wir uns wiederfinden wollen, wenn das große Vaterland unserer bedarf zum Kampf gegen den gemeinsamen

Gegner. Ich habe mich viel gegrämt über mein Mißgeschick. Jetzt aber ist Alles vergessen, denn in mir klingt es prophetisch: du sollst einen größeren Kampf noch schlagen — wie sagt der Dichter? — damit hier nichts Fremdes wandle, kein Laut dir hier begegne, den du nicht verstehst; damit es hier so bleibe, wie es ist, wie es sein muß, wenn wir leben sollen — unverfälschte, süße, wunderbare Luft der Heimath!"

„Phrasen", summte der Baron, „die ich schon irgendwo gelesen habe", und der Maler setzte bei: „Das klingt Alles recht schön, mein lieber Freund. Aber ich denke, wir ziehen die Uniform wieder an, wenn man uns wieder dazu beruft. . . Doch dann — und darin magst Du Recht haben, Fritz — dann auf eines besseren Krieges Dauer. . ."

Die Schauspielerin war in der erwähnten Stadt zurückgeblieben. Ihr Gastspiel allerdings hatten die Kriegsereignisse unterbrochen, aber die Bühne, deren Mitglied sie war, wurde erst in einiger Zeit wieder eröffnet, und so benutzte sie die Ferien, in wohlthuendem Müßiggang Geist und Körper eine Weile auszuruhen.

Ein paarmal schon hatte sie sich vor den Schreibtisch gesetzt, um einige Zeilen den Freunden nachzusenden. Der Baron schrieb ihr häufig, nie ohne Heimgartens und Heidenkamps Grüße am Schlusse

seiner Zeilen zu erwähnen. Die Beiden hatten indessen keine Ahnung von dieser heimlichen Correspondenz.

Sie hatte dann hin und hergedacht, aber es fiel ihr nichts ein, was sie gern zu Papier bringen mochte. Sie schrieb die Ueberschrift gedankenlos; an Saasfelden mußte sie eine Antwort richten; so versuchte sie es denn. Dann kritzelte aber ihre Feder schon über das weiße, feine Papier: Mein Lieber! und schnell setzte sie Freund hinzu und strich dann das Ganze durch, den Bogen unwillig bei Seite schiebend.

„Hochgeehrter . . . Nein, das ist zu förmlich und erweckt zweifelhafte Hintergedanken... Liebster! das geht wieder an Heimgarten, und ihm zu schreiben verbietet die Etikette. Der böse Mensch findet es ja nicht der Mühe werth, nur eine einzige Frage nach meinem Wohlergehen an mich zu richten. Daß ich mich auch so weit eingelassen habe mit den drei Offizieren! Und was besteht schließlich für ein Verhältniß zwischen uns? Der Eine schickt mir Blumen und lorgnettirt mich; der sich mir vermählen könnte, der mich heirathen möchte, der gesteht mirs deutlich genug, daß er mich liebt, aber er fürchtet sich vor dem eigenen Herzen und er thut Recht, wenn wir uns Beide vom Gefühl nicht übermannen lassen. Die Schwärmerei von der kleinsten Hütte und dem glücklich liebenden Paare paßt nicht mehr in unsere

Zeit. Es hilft Dir nichts Anderes, guter Fritz, als mit dem Uniformrock auch Deine Liebe wieder auszuziehen und im Kleiderschrank sie beide aufzuhängen. Auf Kriegsdauer! Sein glänzendes Kleid auf Kriegsdauer, mein seliges Herz auf Kriegsdauer."

„Aber warum soll ich nicht besser sein als die Mehrzahl meines Geschlechts! Das wäre endlich einmal ein Mann, der zu mir paßte, trotz aller Gegensätze in uns. Ein ganz Anderes fühl ich für ihn, als . . . . da ertappe ich mich selber auf seinen Anschauungen. Hast Du sie denn geliebt? War es nicht ein Spiel, das Dein Mund spielte, ein Wortgefecht, Launen, tändelnde Gunstbezeugungen waren es nur, die ich für Schmeichelworte ertheilte, falsche Münze für falsche Münze. Er hat Recht, einmal allein erfaßt es unser Herz mit Allgewalt, daß wir glauben, nimmer zuvor sei für solche Seligkeit darin Raum gewesen und, wenn sie wieder daraus schwände, müßte es öde und leer trauern sein Leben lang. Einmal; und dies Einmal müssen wir fassen, von ihm eine lange Zukunft hindurch zu zehren. Ich liebe Dich, Fritz, und wenn Du stumm bleibst, will ich Dirs selbst gestehen, demüthig, auch wenn Du mich verschmähst. Eine Stunde Glücks wirst Du mir doch an Deinem Herzen gönnen, eine kurze, innige Stunde, mich satt an Deinen Lippen zu küssen . . . dann vergiß mich, wenn Du willst, wenn Du kannst. Ich habe meine Seele in Dich hinüber-

gehaucht, und sie drängt Dich ewig zurück nach mir... Und wenn es der thörichtste Streich meines Lebens wäre, ich bin Schauspielerin, was liegt mir am Gelächter der Welt!"

In dieser Stimmung traf sie ein Telegramm Saasfeldens, das sie zur Erfüllung eines lange genährten Wunsches nach Heidelberg einlud. Sie wußte die Antwort so einzurichten, daß Fritz und durch Heimgarten auch der Maler ihr Kommen erfuhren, und sie das ganze Kleeblatt eines schönen Mittags in der alten Universitätsstadt antraf. Unweit von ihr lag ja die Garnison des Reiterregiments.

„Der Soldatenstand schlägt Ihnen an", begrüßte Friederike Heimgarten, den drei Freunden die Hände zum Willkommen reichend. „Sind Sie genesen von allen Leiden?"

Heimgarten erwiderte: „Ich jammere nur mehr, daß unsere Herrlichkeit zu Ende geht. Alles, was schön ist, muß vergehen. Die Spinne wird ihr Gewebe aufhängen in der kaiserlichen Burg und der Eule Nachtgesang tönen durch die Halle von Afrasiab."

Der Maler recitirte fort: „Rost wird sich ansammeln am blankgeputzten Schwerte und zusammenfallen der gleißende Rock; strohausgestopft wird er Wache halten im Ahnensaal wie der Mohr vor den Häringsbuden der Krämer, und alle Welt wird ihn grüßen und glauben, es sei noch immer der Lieutenant."

„Vernünftig, meine Herren“, wehrte das Mädchen. „Ein wenig vernünftig, bitte ich. Was ist der Sinn der langen Jeremiade?“

Und der Maler erzählte des Weitern: „Sehen Sie durch das Fenster auf den Marktplatz. Wann hat Heidelberg so viel fremde Offiziere gesehen? Betrachten Sie den himmelhohen Lieutenant dort, er ist so lang, wie die Stange im Wilhelm Tell, die wandelnde Höflichkeit. Jedem Soldaten, der ihn grüßt, antwortet er eine dankbare Artigkeit. Neben ihm der Gnom mit weißem Haar und Bart. Der Knauf des Säbelgriffes stößt an sein Kinn bei jedem Schritt, aber dennoch führt er das größte Schwert in der Armee. Und da — haben Sie Acht, nicht zu lachen — der kleine Schulmeister in Sanitätsuniform hat Sie erblickt und steht sprachlos vor Ihrer Schönheit. Nun lispelt er — hochdeutsch und ist sein Lebenlang im Dialect gewatet; aber den Schulmeister verleugnet er nicht, nicht einmal in der Uniform. Hurrjeh, der Zug nimmt kein Ende! Dort hat Einer in der kurzen Pracht seiner Kriegstage eine dicke Bräuerswittwe verführt, ihr Geschick an seines zu ketten; er wird in Zukunft an die Köchinnen seiner Mitbürger saures Bier verzapfen; vorher aber führt er die bräutliche Wittwe durch Deutschland, auf daß sie sich an den Resten seines Glanzes sonne. Das Alles sind Offiziere auf Kriegsdauer, entlassen in ihren Garnisonen, nun der Krieg zu Ende ist, und auf der Reise nach der

Heimat begriffen; aber sie eilen ihr auf dem größtmöglichsten Umweg zu."

„Es muß doch ein eigner Zauber für die Menge sein, farbiges Tuch am Leibe zu tragen. Man trennt sich so ungern davon" lachte Heimgarten.

„Ich trennte mich eben nicht von dem Zauber", erwiderte die Dame.

„Und dennoch", klang rasch die Antwort. „Dies Leben ist schön, und Manche finden es beneidenswerth. Reizende, liebenswürdige Menschen unter den Kameraden, die ich anstaune um ihres heitern Humors, um ihrer sorglosen Lebensanschauung willen. Glückselig, wer wie sie nimmt, was sich bietet. Junge Halbgötter auf ihren Pferden — lachen ihnen die Mädchen zu und die Frauen. — Ich tausche doch nicht mit ihnen . . ."

„Immer noch die alte Schwermuth", warf ihm die Freundin vor.

„Nein, Fräulein! Sie sollen sehen, daß ich curirt bin, zum mindesten mich sehr verbessert habe. Stoßen Sie an mit mir: Es lebe die Freiheit! Nicht nur die Freiheit zu denken, auch die Freiheit zu handeln. Kein Vorgesetzter soll dazwischen treten, daß ich die Hand, die eben Ihre Hand zum Beispiel suchte, schnell an die Mütze führen muß. Ein freier Mensch will ich sein, mir angehören und der, die ich liebe . . ."

„Na da liebst Du also glücklich wieder?" fragte lächelnd der Baron.

„Geht's Dich was an, Kamerad Naseweis? Aber ja, ich liebe."

„Was nennen Sie Liebe?"

„Rückhaltlos sich angehören; die ich erwähle, muß mein sein mit Leib und Seele; kein Gedanke in ihr darf anders sein, als mein . . ."

„In ihres Vaters Taschentücher muß sie Deinen Namen nähen", setzte der Maler bei.

„Den Zettel der Waschfrau an Dich adressiren", fuhr der Baron fort.

„Ihr versteht mich nicht", antwortete Heimgarten.

„Doch, mein Freund", sprach die Dame, „aber Unmögliches darf man nicht verlangen."

Indem ging die Thür auf, und am Arm eines Offiziers trat eine Dame an den Tisch. Der Offizier, ein reicher Gutsbesitzer, natürlich jetzt auch auf Kriegsdauer, stellte sich flüchtig den Kameraden vor und entschuldigte sich kurz, wenn er seiner Frau allein alle Aufmerksamkeit zuwende; es sei die Brautreise, auf der er sich befinde. Kurzer Gegengruß. Heimgarten, der die Hand der Schauspielerin in seiner hielt, sah die junge Frau, in plötzlicher Verwirrung preßte er die Hand, daß Friederike mühsam einen lauten Schrei unterdrückte; die Röthe, die sein Gesicht erst übergossen hatte, schwand, dann ging er hinaus, und bald hörte man vor den Fenstern des Gasthofes den raschen Hufschlag seines Rosses. Er sprengte

durch die Straßen der Stadt, erst draußen vor den Thoren hielt er inne und wendete das Pferd.

„Da haben Sie ihn wieder, gnädiges Fräulein", sagte der Baron, als er vom Fenster zur Gesellschaft zurückkehrte, „er hätte sich doch verabschieden können. Aber so durchzubrennen . . ."

Friederike antwortete nicht . . .

Ueber die Trümmer des Heidelberger Schlosses schräg hin glitten die Sonnenstrahlen. Geräuschlos strömte der Neckar, Winzer waren beschäftigt und lasen die Trauben in den Weinbergen an seinem rechten Ufer gegenüber den Ruinen.

Dort oben auf der Terasse vor dem Ott=Heinrichs=Bau hatte Heimgarten einst gesessen in einer klaren Junisnacht; die bunte Mütze auf dem Haupt, den Schläger in der Hand, bei fröhlichen Zechbrüdern, selber ein fröhlicher Student. Nun — er hielt vor der Stadt und blickte zurück, deutlich erkannte er droben Kleider und Uniformen — nun wandelte dort eine fröhliche Gesellschaft, die Kameraden, die Schauspielerin. Die junge Frau, um deretwillen er in die kriegführende Armee trat, selbst heimgeführt von einem leichtsinnigen Lieutenant auf Kriegsdauer. Auf Kriegsdauer! Pfui Teufel! Und er lenkte sein Thier heimwärts, während Die, die vor dem Ott=Heinrichs=Bau standen und der Abendsonne genossen, seiner bald wieder vergessen hatten. Der Baron hatte fröhlich gelacht; der Maler sah auf, um schnell zu

einem Weinglas zurückzukehren. Die junge Frau wandte sich zu ihrem Gemahl auf Kriegsdauer, gleichgültig mit ihm plaudernd. Nur Friederike sprach ein paarmal noch leise vor sich hin: „Schade um ihn; er ist doch ein guter Kerl!"

Sie blieb einsilbig, so sehr sich auch Saasfelden um ihre Unterhaltung bemühte, bis sie spät Abends den Bahnzug bestieg, der sie der Gesellschaft wieder entführte.

Die drei Freunde erhielten als die Letzten ihre Entlassung. Und wie es zu geschehen pflegt, daß es einen Galgenhumor giebt, so ritten und fuhren sie durch die Straßen der Garnisonsstadt, allzeit der Maler voran, als müßten sie zum voraus einbringen, was ihnen nun lange Zeit in solchem Glanze nicht mehr vergönnt sein sollte. Rittmeister von Bösenberg streckte, wenn die wilde Jagd unter seinen Fenstern vorüberging, das struppige Gesicht heraus: „Hol der Teufel diese Kriegsbedauerlichen!" fluchte er. „Schade doch, daß wir sie loswerden!" Dann stieg er seine vier Treppen herab und trommelte den jüngeren Theil der Garnison zusammen ins Weinhaus zur schönen Rose. Dort hatte sich Heidenkamp unsterblich gemacht.

„Wie wär es, wenn Ihr im Regimente bliebt, Ihr Drei!" rief mitten im fröhlichsten Gespräche Bösenberg. „Ich wills Euch nicht verhehlen, daß ich Euch Anfangs mit bitterbösem Gesichte betrachtet

habe. Salz in den Augen, des Veterinärarztes Schnupftaback in der Nase und Ihr Kriegsdauerhelden im Regiment wart mir Einer wie der Andere so lieb. Hab's überwunden; hab' Euch lieb gewonnen und lassen wir Alle Euch nur ungern scheiden."

„Hätt ich Soldat werden wollen", warf Saasfelden schnell ein, „könnt ich Rittmeister sein im Augenblick so gut wie Du. Ich bin auf Kriegsdauer in die Armee eingetreten: ich scheide mit dem beendigten Krieg."

„Ich sollte schier noch Respect bekommen", erwiderte der Rittmeister, „vor dieser Einrichtung auf Kriegsdauer? . ."

Bösenberg geleitete die Scheidenden. Als sie über den Rheinstrom ritten, stieg wieder ein Reiher aus dem Röhricht empor, ein Kahn glitt unter der Brücke weg, und in der Ferne stach der Rauch eines Dampfbootes weiß ab von der tiefblauen Luft. Bösenberg verabschiedete sich bald und herzlich; die drei Kameraden folgten der Straße, voraus der Maler mit dem Baron, der gesprächiger heute schien, als jemals.

Im Hôtel zu Karlsruhe wartete Heimgartens die letzte Demüthigung. Als er die Rechnung überreichte, erzählte der Kellner, auch er sei zum Lieutenant auf Kriegsdauer in seiner bairischen Heimath vorgeschlagen gewesen, und Krankheit allein hätte ihn von der Uebernahme der Charge abgehalten. Ueber-

dies sei sein Respekt vor den Offizieren dieser Art nicht der größte: es habe sich viel zu viel Mischmasch darunter vorgefunden. Er sei froh, daß er nicht mit gedient habe, erst neulich sei ihm ein solcher Offizier mit der Zeche durchgegangen.

Der Maler hörte es und raunte schnell dem Freunde sein Sst! ins Ohr: „Mußt Du's ihm auf die Nase binden, daß auch wir von dem Mischmasch sind?"

Saasfelden saß dabei, vornehm lächelnd. Er hatte sich schon umgekleidet und bezog die Anspielung nicht mehr auf sein bürgerliches Gewand.

In der Heimath trennten sie sich. —

Drei Wochen später suchte der Maler den Poeten heim. „Keine Spur mehr von der Löwenhaut?" fragte er lachend, als er den Kopf zur Thüre herein steckte.

„Keine mehr."

„Aber höre, Liebster, der Pinsel wiegt jetzt schwerer in der Hand, als vordem der Säbel. Der Teufel: es ist doch schade, daß dieser Glanz auf Kriegsdauer so kurz war . . . Nun, fühlst Du nicht auch etwas dergleichen? Die Cravatte um den Hals war gar nicht so beengend."

Heimgarten lachte, und noch während er lachte, klang Musik vor den Fenstern, und eine Schaar Reiter zog paarweise vorüber. „Das war doch schön damals", sprach er „zu wissen, daß jedem Wink

Deiner Augen, jeder Weisung Deines Fingers eine Anzahl solch wuchtiger Männer gehorchte. Der Gedanke, daß Du diese Alle wieder beseeltest, konnte auch für den Vorwurf entschädigen, daß Du die eigene Seele von einem Anderen einkommandirt bekamst."

„Wenn der Kriegslärm nur bald wieder anfinge . . . ."

„Einstweilen schreib ich dies Leben auf Kriegsdauer . . ."

„Prächtig! Und ich zeichne die Bilder dazu . . . Paß auf, wie ich Dir den Struwelkopf des Bösenberg male . . . Aber vergiß ja nicht, daß der Bagagecommandant, der kleine Lieutenant Vonleider, das Dienstsiegel dem Regiment wollte nachtelegraphiren lassen . . ."

„Soll angeführt werden. Und . . ."

„Noch etwas! Wenn Du um einen Schluß Deiner Geschichte verlegen bist, komm mit . . ."

„Wohin?"

„Ins Theater. Dort erwartet uns der Baron mit seiner Braut. Er hat sich gestern mit Friederike verlobt . . Schmerzt Dich die Nachricht, Fritz, ich wollte Dir gewiß nicht damit wehe thun . ."

„Nein Freund! Und wenn, so hätt' ich inzwischen ja doch lernen können, meine Stimmung zu bemeistern. Aber schade ist es doch für sie . . ."

„Warum Schade? Sie wird ihre Gemächer

erhalten und er die seinen. Und eine Ehe werden sie führen, wie die Welt sie nicht glücklicher sich denken kann. Wenn Du Dich gut aufführst, kannst Du bei ihnen Hausfreund werden."

Die Freunde traten in die Loge. Ein leichtes Erröthen flog über das Gesicht der Braut, die schön wie nie neben ihrem Bräutigam saß.

Heimgarten ergriff herzlichst ihre Hände und setzte sich zu dem Mädchen, das einen leeren Stuhl neben sich stehen hatte.

„Wie geht es Ihnen?" fragte sie mit ihrem anmuthigsten Lächeln.

„Gut, gut! Ich weiß mit Glücklichen glücklich zu sein, Friederike. Ich hoffe, daß Sie glücklich sind, Friederike, ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrer Verlobung, Dir Saasfelden gratulir' ich zu Deinem Erfolge!"

Grethe.

(1871.)

I.

Eine Geschichte, die in Alt-Baiern spielt, muß nothwendig im Wirthshaus beginnen. Dort pflegt der treffliche baierische Volksstamm die größere Hälfte seiner Geschäfte anzuknüpfen und abzuwickeln, dort macht er seine Politik, wählt seine Abgeordneten, fädelt Liebesgeschichten ein, Kindtaufen und Leichenfeier werden durch Schmaus und Trunk im Gasthaus abgeschlossen und damit rechtskräftig.

Also folgt mir in's Bräuhaus „zum deutschen Kaiser", so heißt es jetzt; vor dem Kriege dieser Jahre war eine goldene Sonne sein Schild. Seitdem ist sie rosenfarbig angestrichen worden vom sammtflausgeschmückten Künstler der Stadt, die Strahlen sind übertüncht bis auf den einen, welcher die Spitze der zukünftigen Pickelhaube vorzustellen hatte, und das zu fleischige Gesicht des Fixsterns ward theilweise zum grauen Bart Wilhelms I., des Siegreichen; der deutsche Kaiser war fertig. — Aber wir stehen für jetzt noch im Zeichen der goldnen Sonne, und die Jahreszeit läßt es uns fühlen.

Es ist ungewöhnlich früh Sommer geworden anno 1870. Doch hat die Gluth nie lange angehalten, und als der Krieg anbrach, war Regen und Kühle. —

Jetzt eben brennt die Sonne noch heiß hernieder auf die Donauniederung, und ordentlich erquickt athmen die beiden Wanderer dort die feuchte Luft des prächtigen Stromes ein, während sie im Augenblick über die seltsam gebaute Brücke schreiten und dann, links die Hochstraße hinansteigend, in einem der vielen Kellergärten verschwinden. Er war das Eigenthum des Sonnenbräuers, und da sein Bier zur Zeit im Rufe stand, unter den sonstigen schlechten Getränken des Städtchens das genießbare zu sein, so versammelte sich hier allnachmittäglich die Gesellschaft des Ortes.

Ein buntes Völkchen, ein richtiges Durcheinander. Am einen Tische kneipte eine Anzahl Spieler, die wohl den Morgentrunk bis gegen Abend verlängert hatten; auf der andern Seite saßen Offiziere des hier garnisonirenden Jägerbataillons, junge Leute in schmucken Uniformen; dazwischen Bürger und Beamte der verschiedenen Gerichtshöfe, die den devoten Gruß der Ersteren zu verlangen schienen; im Hintergrunde waren zwei Kegelbahnen dicht besetzt, und der oft wiederholte Juhschrei des Kegeljungen bezeugte, in welchem Grade die Kegler ihr Vergnügen sich angelegen sein ließen.

Unter diese Leute traten die Ankömmlinge, zwei Brüder. Der Jüngere, wenn er auch heute ein bürgerliches Reisekleid trug, war Offizier, der Aeltere, doch nur um weniges ältere, Kaufmann in einer andern Stadt des Königreichs. Sie hatten sich Beide getroffen zu einer Fußreise durch den bairischen Wald, der, wenige Stunden von der Donaustadt entfernt, sich lang und breit ausdehnt, ein Waldgebirge voll ungeahnter Schönheit. Nun war der Urlaub des Jüngeren zu Ende, so geleitete ihn der Bruder in seine Garnison zurück und hatte sich's vorgenommen, einen letzten Rest freier Zeit an dem Ufer des ihm bisher fremden Stromes zu verbringen.

Die Offiziere bewillkommneten die Beiden herzlich. Manch' einer stand auf und hielt dem Kameraden die Hand entgegen, der seinen Bruder den Freunden vorstellte. Die Gäste an den mittleren Tischen steckten die Köpfe neugierig zusammen und musterten den Fremden vom Fuße bis zum Kopf, vom Tisch der Spieler klang heiseres Lachen und ein paar ungezogene Witzworte. —

Doch Niemand nahm Anstand daran, es schien so zum allgemeinen Ton zu gehören, gewisse Schwächen der Gesellschaft gutmüthig zu übersehen.

Man hatte sich an dem Anblick der neu Eingetretenen satt geguckt, und das Gespräch an den verschiedenen Plätzen ging wieder seinen alten Gang:

Stadtklatsch, halbverdaute Politik, schmutzige Wäsche des Nachbars, die man eifrigst wusch. Das gehört so zum täglichen Brod der Kleinstadt.

Dort der Eisenhändler, der die wenigen Haare des Hinterhauptes so sorgfältig glatt über den kahlen Scheitel gestrichen hat, er ist ein stadtbekannter Wucherer; noch gestern Nachts ist der Schmied von Höfelding weinend von Wirthshaus zu Wirthshaus gegangen und hat erzählt, wie er ihn von Haus und Hof brachte, — wie breit aber sitzt er trotzdem dort und schmäht über den reichen Kaufmann, dessen Geschäft vor dem oberen Thore liegt. Warum? Weil der Kaufmann das Pfund Schießpulver um 5 Groschen billiger verkauft, als er, der Wucherer. Holla, dort kommt der Kaufmann und Rathsherr, athemlos, so schnell es ihm nur möglich ist, eine geöffnete Depesche in der Hand tragend. „Wißt Ihr", ruft er krampfhaft hustend, „Krieg giebt es, Krieg!"

Wie Lauffeuer ging das Wort von Tisch zu Tisch. Ein jüngerer Offizier sprang herüber. „Krieg sagen Sie? Also dennoch! Woher wissen Sie es? Das wäre ja herrlich, wenn es losginge!" jubelte er.

„Was herrlich," jammerte der Rathsherr und zog den Eisenhändler zur Seite: „Weißt Du, mein Geschäft mit Pulver ist Dir schon lange ein Dorn im Auge; wenn Du heute meinen Vorrath noch holen lässest, verzichte ich darauf für alle Zukunft.

Aber heute noch; ich will das Teufelskraut keine Stunde mehr im Hause haben, heute noch."

„Recht so," grinste der Wucherer und setzte heimlich bei, „warum hast Du das Telegramm so laut vorgelesen? Konntest es mich nicht vorher wissen lassen? Hätten ein schönes Geschäft dabei gemacht. Der Schwarz, der Getreidehändler, ist schon fortgegangen; ich wette, er schreibt jetzt die ganze Nachbarschaft um Korn aus . . ."

„Mir gleich," erwiderte der Kaufmann, „schaff mir nur mein Pulver aus dem Hause! . . ."

Der junge Offizier hatte sich die Depesche erbeten und las sie in seinem Kreise vor. Er las sie zweimal, dann als er geendet hatte, faßte er sein Glas und die Gläser der Andern am Tische klangen, wie von einer Hand erhoben, daran. „Heil uns, daß wir fortkommen, hinaus vor die Kerle, die Franzosen," hieß es, „es soll eine andere Freude werden, als damals, vor vier Jahren, gegen die Preußen."

Der Bezirksamtmann des Ortes hörte sie sprechen, im Vorübergehen, und steckte den Kopf hoch aus den steifen Vatermördern hervor: „Was muß ich hören", sprach er bedächtig, als diktire er seinen Schreibern; „die Herren sprechen von Krieg gegen die Franzosen? Was geht uns der König von Preußen an und sein Skandal mit dem Napoleon? Uns hat der Napoleon nichts gethan, wohl

aber sind wir ein Königreich geworden durch seinen Oheim, Napoleon den Ersten . . ."

„Himmeldonnerwetter," sprang der Fremde auf, der Bruder des Offiziers, er sprach ungemein schnell und verschluckte manchen Satz zur Hälfte, „Herr ich weiß nicht, wer Sie sind. Meinetwegen auch der Präsident des Kreises. Aber wenn Sie bei mir daheim, in Franken, das gesagt hätten, Sie lägen längst vor der Thüre draußen. Die Knochen im Leibe soll man Ihnen entzwei schlagen, für solch' eine Gesinnung. Sind wir denn Türken und Heiden? Und wenn der Franzosenkaiser, den Gott verfluchen soll, nur einen Fußbreit Deutschlands antastet, dann stehen wir zusammen, Einer für Alle, Alle für Einen. Und kein Teufel der Hölle soll uns von einander reißen, und der Herrgott selber nicht, selbst wenn er ein Ultramontaner wäre, wie Sie hier in Niederbaiern. Jetzt begreif ich's, welch' Leute Sie in Kammer und Zollparlament geschickt haben? Wir zu den Franzosen stehen?! Daß Dich die Krenk! Mich juckt's in den Fingern und in's Gesicht könnt' ich Ihnen ordentlich fahren . . ." Und so hätt' er noch lange seinen patriotischen Aerger herausgesprudelt, wenn ihm der Lieutenant nicht die Hand vor den Mund gehalten hätte.

Doch schon wechselte die Scene, und ein neuer Schauspieler trat auf. Er rückte einen Stuhl auf die Seite, warf zwei andere um. „Jetzt komm' ich,

sagte der Hanswurst", sprach er mit schnarrender Stimme; dann: „Nichts Neues? Was Neues? Was denn?" und der Stadtrichter stand mitten in der Gesellschaft. „Krieg", rief es, „Krieg! Die Franzosen erklären ihn an Preußen, und der Bezirks-amtmann hält zu den Franzosen." „Pfui der Schande," setzte ein braver Schuhmachermeister und Tenorist der Liedertafel hinzu. „So! So!" rief der Stadtrichter, überschaute schnell die Situation, sprang auf den Tisch und brachte ein Hoch aus auf den König von Baiern, der das Rechte wohl zu treffen wisse! —

„Schmeißfliege, Loyalitätswanze," brummte der Schuster wieder; „ein Glück, daß unser König Euch nicht fragt! Er trifft wohl selber das Rechte, und wenn nicht, nun, dann ist auch noch nicht aller Tage Abend. Ueber'm Main drüben reden sie so gut deutsch wie hier, besser noch, und Stiefel braucht man überall in der Welt." — Er stopfte seine Pfeife und ging nach Haus.

Ein älterer Offizier, ein Hauptmann, kam und bestätigte die Richtigkeit der kriegerischen Nachrichten. „Ich kann Ihnen noch mehr sagen, meine Herren", setzte er bei, „der Herr Oberstlieutenant hat schon den Mobilisirungsbefehl in Händen. Unser braver König, dem Gott es lohnen möge, hat nicht lang' erst gewartet, ob ein oder das andere Mitglied unsrer Kammern gegen die Bewilligung der Kriegsgelder

stimmen wird, er hat erklärt, daß ein Angriff auf die Ehre seines Bundesgenossen ein Angriff auf seine eigene Ehre sei. In acht Tagen wahrscheinlich werden wir marschiren. Es wird ein harter Kampf werden; aber ich kenne die Preußen, meine Herren, ich bin ihnen sechsundsechzig bei Kissingen gegenüber gestanden und habe ihnen den Flußübergang lange genug streitig gemacht: Mit den Preußen werden wir siegen . . ."

Stille folgte den ernst gesprochenen Worten. — Als ob alle Möglichkeiten der Zukunft plötzlich vor die Augen der jungen Krieger getreten wären, sahen sie sich an. Nicht lange, dann ergriff der Zunächstsitzende unwillkürlich die Hand des Hauptmanns, sie kräftig schüttelnd und so Nachbar dem Nachbarn. Auch der fremde Kaufmann wurde nicht vergessen, der vorhin so warm sich der Sache des Vaterlandes angenommen hatte.

Indem war es Abend geworden, und die größere Hälfte der Gäste hatte den Garten schon verlassen oder ging nach Hause. Im aufgehäuften Kies, der dicht den Boden bedeckte, knirschten ihre Tritte. Auch die Kegler waren ihrer Arbeit müde und die Laternen der Bahn ausgelöscht, so daß sie tief dunkel lag; von den leeren Tischen nahmen die Kellnerinnen die Lichter weg, — Gas brennt in diesen Räumen noch nicht — und nur zwei Gesellschaften waren allein zurückgeblieben.

Die eine die Spieler. Das Ziel ihrer ange-

strengten Aufmerksamkeit war ein Studentenspiel, ein Bierspiel; d. h. vier, fünf Männer trinken zusammen, was sich in den Magen hineinzwingen läßt, und je nachdem die Karten gut oder schlecht fallen, hat ein Theil der Gesellschaft die ganze Zeche zu zahlen, oder fällt, wie der Kunstausdruck es nennt, durch, worauf dann der andre Theil für den Glücklichen einstehen muß. Natürlich nimmt man es im Verlauf dieser Spiele nicht so genau und versucht öfters zum eigenen Vortheil das Glück der Karten zu korrigiren. Dabei gilt nur die alte Diebsregel, daß derlei Dinge so lange ungestraft bleiben, als sie nicht entdeckt werden; entlarvter Betrug im Spiel hebt dieses auf, und der Erwischte hat als Strafe sämmtliche „Stangen", alles getrunkene Bier, zu bezahlen.

In diesem Falle befand sich gegenwärtig der Eifrigste von den Spektakelmachern am Spieltisch, seines Handwerks ein Staatsanwalt. Der dicke Advokat ihm gegenüber mit dem rothen Barte und der stotternden Zunge wollte bemerkt haben, daß der Staatsanwalt verdächtig „mischte", er legte plötzlich die breite Hand auf das Spiel Karten, und der Entdeckte, um sich gegen die Folgen zu sichern, warf schnell die sämmtlichen Blätter auf den Tisch und schrie mit heiserer Stimme gegen den Rechtsanwalt. Auch der, nicht faul, schrie wieder, sein Concipient half ihm schreien, und der vierte im Bunde vermehrte

den wüsten Lärm . . . Die einzelnen Worte waren schwer verständlich; man pflegt hier zu Lande seine Streitigkeiten auf andere als die gewöhnliche Weise auszutragen, man schimpft und lästert einfach seinen Gegner mundtodt. Darum stand der stotternde Advokat auch zuerst auf: „Ich ka—kann nimmer", brachte er vor, „der Staa—a—atsanwalt ist ga—ar zu grob, und i—ich hab' den Rau—sch zu gro—ß, als da—ß i—ich ihm antworten könnt; ich müßt mi—ich immer schi—schi—schimpfen la—assen, i—ich geh' lieber," damit stülpte er ein Ungeheuer von einem riesigen Strohhut auf den kurz geschorenen Kopf und wankte der Thüre nach der Straße zu.

Doch der Staatsanwalt polterte nach= wie vorher. Er war nicht wählerisch in seinen Worten, jetzt noch weniger, nachdem sein Gegner den Garten verlassen hatte. Er schalt auch die beiden andern und wurde von ihnen wieder gescholten; er schalt die Wirthstochter, die ihm eben einen frischen Krug Bier vorgesetzt hatte, zum ersten Male im Verlauf des Abends, denn bisher hatte die Kellnerin allein die Gäste bedient. Diese war jetzt im Innern des Hauses mit dem Putzen der Gläser beschäftigt, so besorgte an ihrer Statt die Tochter des Bräuers, eine schlanke, hübsche Erscheinung, die letzten Bedürfnisse der wenigen Zecher.

„Was glotzen Sie mich mit Ihren blöden Augen immer so an", herrschte der Staatsanwalt die Arme

roh an, „glauben Sie, ich brenne mit der Zeche durch . . . .“

Dem Mädchen trat eine Thräne in die Augen, und sie wollte sich von der trunkenen Gesellschaft entfernen, doch er schrie ihr nach: „Dageblieben! Zahlen will ich. Was macht die Zeche?“

Sie nannte die Anzahl der Krüge. „Was“, war die Antwort, „vierundzwanzig Halbe? Wie viel haben Sie da dazugelogen?“

„Herr Staatsanwalt“, brach das Mädchen in Thränen aus, „Sie verwechseln mich wohl mit der Kellnerin.“

„Schau mir einer die Schneegans an“, lachte er, „thut das Ding so zimpferlich. Wickle Dich in Baumwolle ein, Jüngferlein, statt daß Du den Gästen Bier einschenkst. Da ist der Bettel! Aber zähl' es ordentlich, wenn Du kannst, sonst heißt es morgen, ich habe Dir einen falschen Groschen gegeben.“

„Herr Staatsanwalt!“ und sie sah sich um, als suche sie Hülfe gegen die Rohheiten des Mannes.

Der Lieutenant und sein Bruder — sie waren Zeugen des Gesprächs gewesen — traten an den Tisch heran. „Fräulein“, sprach der Officier, „bitte, kommen Sie zu uns herüber, lassen Sie das Geld des Herrn hier liegen; wenn er morgen nüchtern geworden ist, kann er die Zeche ja berichtigen, für heute dürfte diese Gesellschaft Ihrer nicht mehr würdig sein . . . .“

„Wer hat Sie gerufen, Herr“, schrie der Staatsanwalt. „Hier ist keine Unschuld bedroht, daß Sie den Schutzengel zu spielen brauchten. Und das, von wegen der unwürdigen Gesellschaft; soll ich Ihnen eins hinter die Ohren geben, Herr Lieutenant? He?“

„Sie pochen wohl darauf“, erwiderte der Officier, „daß ich meinen Säbel nicht bei mir trage . . .“

Der Bruder Kaufmann schob ihn zur Seite; „sei ruhig“, bat er, „ein Düngerhaufen wird kein Rosenstock; man beschmutzt sich nur die Stiefeln an ihm; geh' ihm aus dem Wege . . .“

„Sie Häringseele! Sie Ladenschlingel!“ rief der Staatsanwalt, nur heiserer, aber der Kaufmann würdigte ihn keiner Antwort mehr, er ging seinem Bruder nach, der, die erfaßte Hand des Mädchens festhaltend, wieder am Tische saß, von dem er nur zu dem kurzen Intermezzo aufgestanden war.

Der Kaufmann setzte sich gleichfalls und that einen herzhaften Schluck, eh' er entrüstet fragte: „Und Ihr habt hier mehr von dieser Sorte?“

„Glücklicher Weise ist das der Schlimmste“, gab der Lieutenant zur Antwort. „An andern Orten hätte ihn die Gesellschaft längst schon ausgeschlossen, hier entschuldigt sein empörendes Betragen der trunkene Zustand, in welchem es verübt wird.“

„Die Herren bleiben nicht beim Schelten allein“, ergänzte das Mädchen, „dann heißt es eilig,

alle Messer bei Seite schaffen und alle spitzen Gegenstände . . ."

„Wirklich?" sprach kopfschüttelnd der Kaufmann.

„Leider", klagte der Officier. „Ueberall würde man für den zehnten Theil dessen, was hier ungeahndet vor unsern Augen geschieht, zehnmal für einmal entlassen. Hier, weil man es nicht ändern kann, erträgt man das Alles geduldig." — „Von etwas Anderem Bruder. Es liegt ein Gewitter in der Luft, wen werden seine Blitze erschlagen? Der Krieg steht vor der Thüre, die Zeit geht in hohen Wogen, wer wird da so lange von den kleinen Unannehmlichkeiten des Lebens plaudern. Lassen wir allen Groll hinter uns, wir brauchen eine freie, freudige Brust, dem Kampfe entgegenzugehen. Wie freue ich mich auf Pulverdampf und Rossegetümmel . . . . . . Wie geht es Ihnen, Fräulein Grethe?" wandte er sich plötzlich zu dem Mädchen, das ihm ein aufmerksames Ohr geschenkt hatte, „und was sagst Du", frug er den Bruder, „zu unsern Frauen, nachdem Dir die Männer beim Eintritt in unsere Stadt so wenig vortheilhaft erschienen sind?"

„Wenn die anderen Exemplare alle diesem ersten hier gleichen", lachte der Kaufmann, „dann laßt Euch durch das schwache Geschlecht hier repräsentiren, es stellt die von jenen Trunkenen geschädigte Ehre der Stadt wieder her."

„Sag' das ihren Vätern, den Gevattern Tuch-

machern und Getreidehändlern, sie werden Dir wenig Dank für Deine Ansicht wissen.

„Mir gleichgültig", lachte er, Herr Joseph Bürklein, Kaufmann zu Nürnberg und Richard Bürklein's, des Lieutenants Bruder. Doch war der Letztere nicht zum Soldaten erzogen worden; der Bruderkrieg von sechsundsechszig hatte ihn seinem friedlichen Handwerk entführt, und er die vier Jahre seitdem sich gefallen in der schmucken Jägeruniform. Ernstlicher jedoch überlegte er in den Tagen, die dem Beginn dieser Erzählung vorausgegangen waren, einen Plan, zur früheren Beschäftigung zurückzukehren. Er hatte als Techniker ein Polytechnikum absolvirt.

Davon sprachen die Brüder auch jetzt wieder, und Grethe, des Sonnenbräuers Tochter, war die aufmerksame Zuhörerin.

„Die Hoffnung auf den nahen Feldzug hat diesen Plan freilich auf wer weiß wie lange Zeit zurückgedrängt", seufzte Richard, „ganz verzichte ich jedoch nie auf die Idee. Zwar gefällt mir der Stand, dem ich angehöre, und ich hoffe, daß es nur neuer Schlachten bedarf, um den deutschen Soldaten mit neuer Ehre zu bedecken. Und doch ist Eines, was mir den bunten Rock verleidet: Das sind unsere dummen Heirathsgesetze mit dem Nachweis so und so vieler Tausende, eh' ich die Heirathsbewilligung erhalten kann. Ich muß mich also ordentlich feil bieten, wenn ich das höchste Recht des Mannes aus=

üben will, das Recht, eine Familie zu gründen. Meine freie Wahl ist beeinträchtigt; das Recht des Herzens, nach seiner Liebe die Frau sich zu suchen, verhöhnt, und an die Stelle unseres Herzens ein Geldsack gestellt. Ei zum Henker! Was nützen alle die anderen ängstlichen Ehrengesetze unseres Standes, wenn die höchste Ehre mir versagt bleibt, die Ehre, als ein redlicher Mann an dem Mädchen zu handeln, das ich liebe und das mich wieder liebt. Entweder verkümmere ich mein Dasein, wenn ich stumm an ihr vorüber gehen muß, oder ich spreche und werde wieder elend, denn was dem Tagelöhner vergönnt ist, bleibt mir versagt: um sie zu freien, wenn ihr der Vater nicht die Mitgift mitgeben kann, die der Staat als Caution verlangt. Das ist bitter und wirkt nachtheilig auf den ganzen Stand zurück."

„Nun, und Du hast wohl solche Heirathsgedanken", meinte der Bruder, „weil Du Dir diese Dinge so zurechtgelegt hast?"

Ueber das Antlitz des Lieutenants blitzte eine flüchtige Röthe, und er sah das Mädchen scharf an, die mit einem Mal auch verlegen das Köpfchen beugte, als suche sie mit den Augen auf dem Boden ein zwischen dem Kies Verlorenes. —

„Hm, Fräulein!" fuhr dann der Kaufmann, zu Grethe gewendet, fort, „es ist wohl ein eigen Ding, auch für ein Töchterchen Ihres Geschlechtes, wenn das kleine Herzchen so mit einmal zu wachsen anfängt und

himmelhoch schlägt für den Inhaber einer blanken Uniform. Die Herrchen thun dann gewöhnlich noch ein Uebriges, die entflammte Gluth zu schüren. Was würden Sie machen in solch einem Falle?"

„Ich", antwortete das Mädchen, die anfängliche Verlegenheit war vorüber, „was geht mich das an? Der Fall tritt an mich nicht heran."

Sie wollte gehen, doch der Lieutenant haschte sie bei der Hand. „Nur noch ein Weniges bleiben Sie und stehen Sie Rede", bat er. „Wenn er aber doch einträte? Wie dann . . . ."

„Dann ließe ich mich erst recht nicht hindern, den Mann zu lieben, den ich gern habe."

Damit riß sie sich los und ging eiliger nach dem Kellergebäude, aus dem eben der Staatsanwalt heraustrat, mit offenen Armen nach ihr haschend. „Wart, schnippisches Täubchen", schrie er, „weil Du mit den Officieren scharmierest. Heda alter Sonnenbräuer, schnarchst unter Deinen Bierfässern, während Dein Töchterlein . . . ."

Grethe ließ ihn nicht zu Ende reden, sie stieß ihn heftig von sich, so daß er, der ohnehin schwer sich auf den Füßen zu halten vermochte, gegen die Wand taumelte und dort der Länge nach auf die Erde fiel: „Na warte nur . . ." murrte er mit lahmer Zunge und schlief auf dem Boden, auf dem er lag, ein.

Grethe ließ ihn unbekümmert liegen, sie ver-

sperrte die Gartenthür hinter dem Brüderpaar, das unterdessen heimgegangen war, sie schloß die Thüre vom Kellergebäude und legte sich ruhig nieder, nachdem sie noch eine Weile zum Fenster hinausgeschaut hatte in die helle Juliusnacht. Das gewaltige Schnarchen des unten Schlafenden hatte sie gezwungen, das Köpfchen schneller zurückzuziehen, und, hell noch einmal lachend, war sie bald entschlafen.

II.

Es war wirklich über Nacht zum Krieg zwischen Deutschland und Frankreich gekommen, und die Kriegserklärung überreicht. Schon vollziehen die beiderseitigen Heere ihren Aufmarsch. Ein großer Gedanke leitet ihn und setzt, wie ein Schachspieler die Figuren auf seinem Brett, Regiment um Regiment an den ihm angewiesenen Ort; geräuschlos bewegen sich die Hunderttausende.

Wunderbare Zeit, die wir erleben! Wie herzzerbrechend schluchzt dort die arme Mutter, deren Sohn zur Fahne eilt. Was versteht sie vom Krieg? Ihr Jammer ist, daß ihr Kind fort soll, und weiter denkt sie nichts, wie sie ihm eben weinend ihre letzte Habe in die Hände drückt. Dort die bekümmerte Frau am Arm des Landwehrmanns! Er lacht zu ihren Sorgen und meint lachend: „Wenn ich nur wüßte, was mein Nachfolger für ein Kerl ist; denn Du heirathest doch wieder, wenn sie mich erschossen haben; Du kannst das Geschäft nicht allein übersehen." — Jener Trupp singender Jäger, sie tragen

alle die Medaille von 1866 an der Brust; doch wie anders klingt jetzt aus ihrem Munde der ächte alte Text des Volksliedes:

Und die Büchsen müssen knallen,
Und d' Franzosen müssen fallen
In der Pfalz, in der Pfalz mit Hurrah!

Vor vier Jahren sangen sie: Und die Preußen müssen fallen! Man soll nicht einmal ein Volkslied fälschen; es rächt sich immer.

Die Offiziere rüsteten ihr Gepäck. Freund Richard war mit seiner Arbeit schnell fertig geworden. Der praktische Bruder hatte die Hälfte der Siebensachen aus dem gepackten Koffer wieder herausgeworfen und nur das Unentbehrliche beibehalten. „Was willst Du Dich mit dem unnützen Zeug abschleppen", redete er ihm zu. „Mehr mitzunehmen als einer bequem auf dem Leibe tragen kann, ist Unsinn. Ihr könnt wochenlang von Euren Bedienten getrennt sein, was nützt es Euch dann, wenn Ihr sie wie Packesel beladen habt. Im Standquartier kaufst Du leicht, was Du zu längerem Aufenthalte brauchst, und wenn man die davonlaufenden Franzosen fangen will, muß man leicht gekleidet sein. Apropos, wenn ich nicht bald aus der Stadt hier hinauskomme, arretiren sie mich und schicken mich zwangsweise heim. Ich kann mein Maul nicht halten bei dem Blödsinn, der hier blüht. Weißt Du das Neueste?"

„Daß der Clerus scheel zu der herrlichen Einheit des Vaterlandes blickt und lieber uns Baiern auf Seite der Franzosen sähe?"

„Das ist von ihm nicht anders zu erwarten. Nein, gestern hat ein gottverlassener Schulmeister beim Unterricht seine Schulkinder für den Sieg der Franzosen beten lassen . . ."

„Alle Teufel! Und . . ."

„Ein kleiner Junge ist aufgestanden und hat geantwortet, sein Vater hätte gesagt, sie müßten jetzt für die Preußen und für unsere Soldaten beten. Ja Bruder, was kümmern uns die Alten, die sterben aus! Der Nachwuchs gedeiht ja, und die Jugend und die Kinder sind brav und sind deutsch. Ich könnte den Jungen küssen dafür. Doch das meint' ich nicht, wenn ich's auch nicht begreife, warum der Stadtmagistrat dieses Muster von einem Schullehrer in Amt und Würden läßt. Mich verstimmt ein Anderes."

„Sprich!"

„Unser Philisterthum, das den Verlauf des Krieges schon von vornherein erklärt und beweist. Erst, sagen sie, werden wir geschlagen und zwar tüchtig geprügelt; dann aber hauen wir die Franzosen wieder zum ausgeplünderten Land hinaus. Eine beneidenswerthe Aussicht das; und sie gilt den Bierhauspolitikern für so selbstverständlich, daß sie ihr Silberzeug jetzt schon zusammenpacken und das Zimmer für die französische Einquartierung in setzen."Stand

„Wir müssen wohl für die gehörige Anzahl Gefangener sorgen . . .“

„Du lachst, und ich möchte weinen über dieses geringe Maß von Selbstgefühl. Wir brauchen nicht zu bramarbasiren wie die Rothhosen, wir brauchen uns keinen Rausch vorher anzutrinken, wenn wir begeistert von unserem Vaterlande sprechen wollen, wir haben ein schönes, ein liebes Vaterland. Was unser Herz begehrt, bietet es uns, und wenn wir selber nur treu sind, wer kann uns dann was anhaben? Ist der Arm da — und er faßte den muskulösen Arm seines Bruders — schwächer, als ein französischer, sind unsere Heldenführer nicht ebenso erprobt, wie die der Franzosen, wer schlägt besser mit dem Kolben drein, als unsre Soldaten? Das mußt ja Du gerade so gut wissen, als diese baierischen Raufbolde? Sollen sie die Raufbolde sein, meinetwegen! wenn sie nur draußen ihren Ruf bewahrheiten. — Freilich in unserer elenden Kleinstaaterei ist uns Vieles abhanden gekommen; aber Eines ist geblieben — paß auf — ob ich Recht habe: der heilige Wetteifer, mit dem diese verschiedenen Stämme es einer dem andern zuvorthun wollen, und dann, Gott verzeih mir's — ich habe selber oft genug auf die Preußen geschimpft und Manches an ihnen nicht begriffen — aber in Zeiten der Gefahr kommt uns das Verständniß des vorher nie Verstandenen: Während wir hier für's einige Vaterland gediadufelt

haben und es einig essen und trinken wollten, haben die droben im Norden für sich und für uns gearbeitet, gedacht und gehandelt. Wir staunen jetzt über die Fülle ihrer Umsicht und Vorsorge; für jeden denkbaren Zufall haben sie Vorkehrungen getroffen. Und wenn wir das Alles selbst mit unseren blöden Augen sehen, wie kann da noch ein Mensch von der Möglichkeit unseres Unglücks reden, wie nur daran denken, dafür Vorkehrungen treffen! Nein, kein Feind wird über den Rhein setzen, wir haben ihm eine zu treue Wacht bestellt."

„Du bist ein Sanguiniker, Bruder; wir werden siegen, ich weiß es, aber leicht wird uns der Sieg nicht sein."

„Wer wollte Dir widersprechen! O nein, ich fasle nicht, ich schwatze nicht wie unsere Nachbarn, daß ihre Regimenter Butterberge sind, in denen man weich und leicht mit dem Bajonett herumstochern kann. Nein, sie werden uns den Sieg hartnäckig genug streitig machen, aber ich weiß nicht, Bruder, ich fühle etwas in mir, wie vom Geiste unseres Volkes. Wenn es einig war, hat es sich nie getäuscht. Ich weiß, wie die preußischen Garden mit verbissenen Zähnen und vorgehaltenem Bajonette stürmen, vorwärts, immer vorwärts, wo die Kugel eine Lücke reißt, die Glieder schließen sich wieder; vor dieser rollenden Mauer hält der Kühnste nicht Stand, der Feind flieht, und die Höhen sind unser. Ich weiß

das, ich weiß, daß wir siegen. Und wir müssen siegen, wie wir immer gesiegt haben, wenn wir zu einander hielten. Schon ist der Main überbrückt. Glaubst Du, unsere lorbeergeschmückten Heere werden bei der Heimkunft die Brücke wieder abreißen? Nein, der Preis dieses Kampfes ist die Einheit Deutschlands für alle, alle Ewigkeit. Ein Volk, dem solch' ein Ziel vor Augen schwebt, kann nicht unterliegen."

In ein heiliges Feuer hatte sich der wackere Mensch hineingeredet. Seine Augen leuchteten, wie ein feuchter Schimmer glänzte es daraus. Plötzlich stand er stille — bisher war er im Zimmer des Lieutenants, heftig mit den Armen gesticulirend, auf- und niedergegangen — und faßte die Hand seines Bruders. „Richard", sprach er langsamer, „wir sind unter einer Mutter Herzen gelegen, wir sind ein Fleisch und Blut. Richard, eine Kugel kann Dich treffen, Du kannst sterben. Nun ja! Bist zwar mein einziger und mein lieber Bruder, und ich würde Dich hart verschmerzen. Aber ich wäre wahrlich stolz darauf, und ein Feiertaggedanke würde mir immer der sein: Auch du hast einen Bruder unter den Helden, die mit ihrem Leben die Heimath vor Noth und Schande bewahrten, auch mein Fleisch und Blut ist bei dem, welchem wir die Einheit und Größe unseres Vaterlandes verdanken. Sieh' Richard, verzeih' mir's, wenn mich die Hoheit dieses Gefühls mit dem Ge-

danken an die Möglichkeit versöhnt, daß auch Dich der Krieg als Opfer verlangen kann."

„Soldatenschicksal, Bruder", antwortete der Offizier ernst und die Hand des Kaufmanns drückend. „Wo Hunderte der besten Söhne des Vaterlandes fallen, da darf man vom eigenen Tod nicht so viel Aufhebens machen. Soll mich die Kugel treffen! Ich ziehe deswegen nicht minder freudig hinaus, und Du wirst hören von mir . . . . . . Doch warum Todesgedanken jetzt, vor mir liegt ein Leben voll Jugend und Uebermuth — unser Leben im Feldlager. Ich denk es mit vollen Zügen zu genießen. Laß uns hinaus in's Freie!"

Sie gingen. —

Die Stadt hatte ein ganz verändertes Kleid. Ungewohntes Leben in allen Straßen und Gassen. Das wimmelte von Soldaten, fertigen und halben, die in den Gasthäusern sangen und von künftigen Heldenthaten erzählten. Alle waren sie feldmäßig ausgerüstet, den Brodsack und die Feldflasche trugen sie an der Seite, diejenigen nämlich, die das Feldbataillon bildeten und morgen mit dem grauenden Tage abgehen sollten. Zugleich mit ihnen waren schon die Reserven eingerufen, und wurden die Rekruten gedrillt und einexercirt, während nebenan die erprobte Mannschaft unter den Augen ihres Führers die letzten Scheinmanöver ausführte, denen so bald der blutige Ernst folgen sollte. Man hatte in

Baiern etwas gelernt in den vier Jahren seit dem traurigen Bruderkrieg.

Auch die Bürgerschaft der Stadt that ein Uebriges, dem ausrückenden Bataillon einen Beweis ihrer „Achtung und besten Wünsche für die Zukunft", wie sie es nannte, zu geben. Die Soldaten waren in den verschiedenen Häusern und Familien zu Tisch geladen und wanderten, denn es ging gegen Mittag, in die Wohnungen ihrer Kostgeber, in Trupps und einzeln, von den Wirthen geleitet oder Kinder an der Hand, von denen sie am Thor der Kaserne waren abgeholt worden, und die nun stolz an der Seite ihres Quartiermanns nebenher trippelten. Wenn sie nur Alle an's Ziel der Wanderungen kamen! Aber aus jedem der zahlreichen Wirthshäuser — in der großen breiten Hauptstraße trägt wohl jedes dritte Haus den charakteristischen Reisigbusch — wurden sie angerufen und manch Einer verführt; in den Bier- und Weinschenken trank man den Kriegern zu, Schmerz, wo er sich zeigte über ihr Scheiden, Hoffnung auf die Zukunft, patriotische Wünsche, Alles äußerte sich und fand Antwort und schließlich Verständigung in der braunen und gelben Fluth. Des ersten Todten gedachte man und setzte Preise dem Eroberer der ersten Mitrailleuse aus, dem Muthlosen wurde zugesprochen — es giebt ja überall solche Käuze — und der schneidigste Jäger mit Trompetentusch und Vivat ausgezeichnet.

Und keiner von den Einwohnern der Stadt hatte

sich ausgeschlossen. Der brave Schuster elektrisirte seine sechs Mann und wußte es nicht anders, als daß der Krieg uns den Glanz des wieder erstehenden Kaiserreichs wiedergeben werde. „Warum bin ich nicht mehr jung und kann selber mitgehen", schrie er, „aber jedem Soldaten-Stiefel leg' ich ein extra Leder unter; meine Sohlen geht mir Keiner durch und wenn der Krieg noch so lange dauert." Der sparsame Stadtrichter führte einen einzigen Mann, der ihm blutsverwandt war, bei sich, der Staatsanwalt fiel eben aus dem Weinhause heraus, rechts und links hatte er einen Soldaten unter dem Arme, und so wankte das Kleeblatt, die Straße in ihrer ganzen Breite ausmessend, nach Hause; die reichen Kaufleute hatten für fünfundzwanzig und mehr Leute gedeckt, man mußte sein Vermögen zeigen bei der Gelegenheit; auch war zu erwarten, daß man „oben" von solchem Patriotismus Notiz nehme; es war viel Wahrheit und viel Schwindel in der Großmuth dieses Tages.

Arme Alte, auch Du hast Dir einen Mann zu Gast gebeten? Was kannst Du ihm vorsetzen? Hast Du die alte Henne geschlachtet, die einzige, die Dein Besitzthum ist? Wirklich, die treue Seele, und da sitzt sie im niedern, dumpfen Kämmerlein, der Soldat vor ihr, und sie spricht ihm zu und rührt selber keinen Bissen an und nöthigt ihm Fleisch und Suppe hinein. Und sie erzählt und läßt sich dann von ihm erzählen. Ein fremder Mann versteht ihre Worte

nicht; aber die rauhen Klänge ihrer Sprechweise klingen doch weich und einschmeichelnd, und durch das unfreundliche, schmutzige Gemach wandert ein guter Geist und verklärt es. Der Gast der Alten denkt draußen schwerlich an das Mahl und die arme Frau; sie haben ein schwaches Gedächtniß, die schwerfälligen Söhne dieser Ebene, ein schwaches Gedächtniß für empfangene Wohlthaten. Aber der Gast der Alten war der Jäger, der, als er am Abend des heißen Tages von Sedan aus dem eroberten Bazeilles zurückging, hinter dem Schutthaufen des letzten Häuschens eine alte Frau weinend auf einem Reisigbündel sitzen fand. — Seine Hände rauchten von Blut, denn er hatte um die Wette mit den Andern dreingeschlagen, dennoch ging er auf die Alte zu und gab ihr aus seiner Flasche zu trinken und hob ihr Bündel auf und führte sie aus der Verwüstung fort nach einem fernerstehenden, verschont gebliebenen Hause und steckte ihr aus dem Vorrath seines Brodbeutels zu, als er sie unter Dach gebracht hatte. Er hätte ihr kaum ein freundliches Wort zugesprochen, wenn sie, die Französin, ihn auch verstanden hätte, er sagte es sich nicht, daß er damit einen Akt der Menschlichkeit ausübe, er gab sich nicht Rechenschaft darüber, wie dies seine Pflicht sei, er konnte nicht logisch denken, aber er that Gutes, wie man ihm einmal Gutes gethan hatte. Und geschah es auch nicht in der bewußten Erinnerung der genossenen Wohlthat, der guten That

des Mütterchens am Donauufer verdankt die Alte im fernen Frankreich an der belgischen Grenze dennoch ihr Leben oder doch wenigstens die erste erträgliche Stunde nach diesem Tage des Schreckens und der Gräuel . . . .

Im Laufe des Nachmittags wurde die Mannschaft im Kasernenhof zum Verlesen aufgestellt. Sie sollte einen Ruhepunkt haben in den mancherlei Genüssen der Einquartierung. Die Offiziere standen neben ihren Abtheilungen, und die Inspektion ging zur Zufriedenheit vor sich. Einzelne Gruppen blieben nach beendetem Geschäft noch plaudernd beisammen, auch unser Lieutenant verweilte bei seinem Zuge und fragte nach den Erlebnissen des Tages. Da erzählte denn Der und Jener von freudigen Stunden; unter den Anderen auch zwei, die das Loos getroffen hatte, mit mehreren Kameraden beim Sonnenbräuer gespeist und getränkt zu werden.

„Ja Herr Lieutenant", lachte mit ganzem Gesicht der eine der Jäger, eine breite, stämmige Gestalt — „so gut, wie wir, hat's kaum Einer im Bataillon gehabt: fünf mal Fleisch und Bier, was man nur hat trinken können. Und der Bräuer hat alle Minuten gesagt ‚eßt Leut'', und seine Tochter hat uns selber Bier zugetragen und hat uns dann gefragt, wer von uns beim Herrn Lieutenant steh'. Und wie dann ich und der Sepp ‚hier!' geschrie'n haben, hat sie sich zu uns hingesetzt und geplaudert, und wir

haben ihr Alles vom Herrn Lieutenant erzählen müssen, was wir nur wußten, und sie hat uns vom Herrn Lieutenant erzählt, was der Herr Lieutenant für ein braver, gemeiner Herr sei, und das ist wahr, und ein Guldenstückel hat sie uns spendirt und hat uns aufgetragen, daß wir recht Obacht geben sollen auf den Herrn Lieutenant. Und das thun wir, und wir lassen Ihnen nichts geschehen, Herr Lieutenant, haben's nur keine Angst nicht."

Richard biß die Zähne übereinander, um über die gutgemeinten Worte des Jägers nicht lachen zu müssen. Er schüttelte aber doch dem Soldaten die Hand und sprach zu seinem Zuge, bis ihm Alle zuriefen und ihn ein um's andermal Hoch leben ließen . .

Nach diesem letzten Dienst in der Garnison trafen die Brüder wieder zusammen. „Ich möchte noch einen Gang um die Stadt machen", bat Richard, „begleite mich. — Um diese Tageszeit sind die Waldberge am schönsten beleuchtet, klingt die Musik der Wellen, die sich an den Brückenpfeilern brechen, so verführerisch; ich will Beides noch einmal genießen, wer weiß, wann ich diese Berge und dieses Rauschen wieder sehe und wieder höre . . . ."

Und sie gingen Arm in Arm den gewünschten Weg, den einzig schönen Spaziergang, den die Stadt bietet. Unmittelbar hinter der alten Herzogsburg führt die Brücke über die Donau. Von hier aus,

stromabwärts, ist den Blicken eine weite Fernsicht gestattet. Breit und gewaltig wogt der Strom in Mitte der Landschaft; rechts säumen ihn auf eine längere Strecke die in Bäumen halb versteckten Häuser und Hütten der Gärtnervorstadt, an ihrem Ende ein nicht unschöner Kirchthurm; die linke Seite begrenzen in weiter Flucht die Waldberge des Gebirges. In allen Abstufungen der Farbe, vom hellen Grün der Wiesen bis zum Dunkel der mächtigen Tannenbestände, wirken sie wohlthuend auf das Auge, und die vielfältigen Gipfel, die ineinander geschoben sich an den Beschauer herandrängen, erhöhen den Reiz des Bildes. Doch treten hier die Berge noch nicht so nahe an's Bett des Flusses, wie einige Stunden unterwärts, etwa von dem Wallfahrtskirchlein an, das auf jenem Hügel erbaut ist. Hier windet sich der Strom noch in zwei, drei Krümmungen durch Wiesen, von Bäumen durchzogen; erst dort unten hebt der erste Felsen das nasse Haupt aus den Fluthen, und von ihm behauptet der wundersüchtige Glaube des Volkes, er sei stromaufwärts geschwommen, ein Marienbild auf seinem Rücken, das jetzt in der erwähnten Kirche auf dem steilen Felskegel zur Verehrung ausgestellt und für heilig betrachtet wird. Dies ganze weite Feld überfluthet der Strom zur Regenzeit, und nur die einzelnen Bäume und die Alleen der Straßen ragen dann aus der Wasserwüste hervor. Doch für dieses Jahr sind die Wogen schon

gefallen, sonst wäre es auch nicht möglich, heute Abend das Fest im Garten der Schützengesellschaft, stromaufwärts und hart am Flusse, zu feiern.

Am Brückenvorsprung standen die Brüder und schauten wortlos in die Landschaft hinaus. Nur ihre Blicke ruhten auf dem Bilde, die Gedanken eilten fort und kehrten wieder und blieben auch diesmal nicht ruhig haften. Beide Männer fühlten sich von einer seltsamen Hast erregt, es litt ihre Füße nicht auf dem Steinpflaster des Brückeneingangs, und sie wanderten wieder nach der Stadt zurück; doch diesmal nicht auf dem Wege an der Burg vorüber, sie wählten die Straße, die sich im Bogen um die eigentliche Stadt schlingt, dieselbe, die sie am Abend ihrer Ankunft gegangen waren; die Straße zu den Biergärten und Lagerkellern, und sie kehrten beim Sonnenbräuer ein.

Das Schenkmädchen stellte die Bierkrüge vor sie hin, sie tranken und sahen sich an, bis endlich der Kaufmann das Stillschweigen brach und begann: „Das Mädchen von neulich scheint nicht anwesend zu sein . . .“

„Grethe?“

„Natürlich mein' ich sie.“

„Hm! Ich sehe sie auch nicht.“

Wieder Pause. —

Bald fragte Joseph auf's Neue: „Kennst Du die Grethe schon längere Zeit?“

„Nur flüchtig", antwortete der Offizier. „Ich habe wenig Worte bisher mit ihr gewechselt, die meisten an jenem Abend . . ."

„Weißt Du, daß mir das Mädchen gefällt?"

„Mir auch, Bruder."

„Sie hat so was Couragirtes, das sie gut kleidet. Sie hat das Herz auf dem rechten Fleck und scheint hinlänglich Verstand zu besitzen, um Herz und Kopf in Einklang zu bringen. Sie hat Takt, sie weiß die Gäste zu bedienen, und das auf so hübsche Weise, daß Keiner sie mit der Kellnerin verwechselt, auch wer sie nicht kennt."

„Sie wird wohl noch Anderes verstehen. Sie hat ein Stück gelernt und ist überall zu Hause. Ich war einmal stiller Beobachter, wie sie einer ganzen Schaar unserer jungen Leute ihre Unwissenheit nachwies . . ."

„Sie wäre die richtige Frau für ein Geschäft; mit allen Kunden verstände sie umzugehen."

„Schade für sie, sie wäre viel zu gut dafür . ."

„Hat sie Geld?"

„Ich habe mich nicht darum gekümmert. Es heißt allerdings in der Stadt, das Bräuhaus sei verschuldet, doch ein paar Zehrpfennige wird sie immer mitbekommen."

„Erkundige Dich einmal."

„Ich! Ich geh' morgen in's Feld ab."

„Mit ein paar Tausend möchte ich sie wohl heirathen . . . .“

„Du?“ und der Officier verlängerte erst sein Gesicht, dann lachte er; „Schäm' Dich!“

„Warum schämen?“

„Ich wußte nicht anders, als des Vaters Geschäft sei gut. Wenigstens haben wir Alle ein paar Kreuzer im Vermögen.“

„Wie soll das hierher?“

„Du hast doch des Vaters Geschäft.“

„Allerdings!“

„Und es hat uns Alle ernährt und zu wohlhabenden Leuten gemacht. Was brauchst Du da noch den Geldsack zur Vorbedingung einer Verheirathung zu machen?“

„Geld kann man immer und in jedem Geschäfte brauchen.“

„Geld und immer Geld! Sitzt der Mensch trocken und gemüthlich in seinem Hause, hat sein reichliches Auskommen, und dennoch ist seine erste Frage, wenn er ein Mädchen sieht: „Hat sie Geld?“ Schäm' Dich! Lockt denn Eure Liebe nur der Klang der Goldstücke an's Licht?“

„Ich bin ein praktischer Mensch, Bruder, und kenne den Werth des Kapitals. Dann will ich meine allenfallsigen Kinder auch nicht als arme Schlucker in der Welt zurücklassen.“

„Lehr Deine Buben und Mädchen was Tüchtiges,

das ist das beste Kapital, mit dem sie sich prächtig durch die Welt bringen werden. Ich bin ein Träumer, willst Du sagen." — er wehrte dem Bruder ab, als dieser ihm in die Rede fallen wollte — „gut; aber die Ehe soll kein Schachergeschäft sein .... Von etwas Anderem. Da kommt ja der Alte, kannst ihn selber fragen, was seine Tochter Mitgift bekommt."

„Sei still, er könnt' uns hören; ich habe doch nur schlechte Witze gerissen! Sie bleiben unter uns. Verstehst Du?"

Der Lieutenant lachte erst laut, dann sprach er: „Papperlapap; ich kenne meine Pappenheimer. Grüß Gott, Herr Wiedemann", — so hieß der Sonnenbräuer — „lassen Sie sich auch bei Ihren Gästen sehen? Das ist mein Bruder hier, Herr Wiedemann, Kaufmann etcätera, noch unverheirathet, und geht darauf aus, eine glänzende Partie zu machen. Man sollte ihn eigentlich einsperren, ehe er Unheil unter den Mädchen stiftet."

„So, so, der Herr Bruder", antwortete der Bräuer bedächtig. „Freut mich recht sehr . . ." und das Gespräch ging gleichgiltig fort. Der Lieutenant frug später einmal nach Grethe. „Die ist auf die Schießstätte gegangen", hieß es. „Alle Einwohner der Stadt", prahlte der Bräuer, „sind eingeladen zu dem Abschiedsfeste für die Herren Offiziere. Die Herren Beamten und der Herr Bürgermeister wollten Anfangs nichts davon wissen, aber der Herr

Oberstlieutenant hat erklärt, nur unter der Bedingung woll' er das Fest annehmen, wenn die ganze Stadt ohne Unterschied daran Theil nehmen dürfe."

„Bravo", schaltete Richard ein, „daran erkenn' ich meinen braven Commandanten."

„Der Herr Oberstlieutenant", fuhr der Bräuer fort, „sagte, das Bataillon habe von allen Einwohnern so viel Gutes genossen, daß er Allen dafür danken müsse . . . Und so gehen denn auch Alle hinaus. S' soll recht schön werden; die Sänger sind geladen und Musik, und den ganzen Tag decorirten sie an dem Festplatz herum! Ich kann leider nicht mit von der Partie sein; aber die Grethe mit meiner Schwester und der ganzen Freundschaft ist schon seit einer Stunde draußen. Sonst hätten sie keinen Platz gefunden, meinte sie. Daß Sie noch nicht hinausgegangen sind, Herr Lieutenant?" setzte er fragend bei.

„Ich? Sie haben recht", sagte Richard, auf die Uhr sehend, es ist Zeit zu gehen. Also, alter Herr, leben Sie wohl! Und wenn Sie in den Zeitungen etwas lesen, so etwa eine Nachricht, daß da oder dort auch der Lieutenant Bürklein gefallen sei, dann bewahren Sie ihm ein freundliches Andenken. Behüt' Sie der Himmel!"

Der alte Mann war kein Freund von Abschieds-

nehmen, und jedes Wort vom Sterben entsetzte ihn. Er drückte statt einer Antwort dem Offizier die Hand. „Dummer Krieg“, brummte er endlich vor sich hin, als er wieder vor seinem Fasse in der Schenke saß.

III.

So war es Abend geworden, lauer, milder Abend, fast etwas zu schwül, um mit Behaglichkeit unter den riesigen alten Linden am Rain verweilen zu können. ‚Am Rain' heißt nämlich das Eigenthum der Schützengesellschaft, auf welchem das fragliche Fest vor sich gehen soll.

Ein Fest? Nun ja ein Abschiedsfest, in der Hast des Augenblicks improvisirt; man wollte noch einige Stunden vor dem schweren Scheiden mit einander verbringen und brauchte Musik und Gesang, farbige Bänder und schimmernde Lampen, um die unwillkürlich aufsteigenden, verstimmenden Trennungsgedanken nicht über Hand nehmen zu lassen.

Die Stadt giebt das Fest. Das heißt der alte, schwerfällige Bürgermeister wird einen herzlich schlechten Toast auf die scheidende Truppe ausbringen, und eine Zeit lang werden die Gäste des Festes sich mit officieller Langeweile abplagen. — Der Platz war übrigens wie eigens zu einem Tummelplatz größerer Menschenmengen ausgesucht. Rings um das eigentliche

Wirthschaftsgebäude dehnt sich ein Garten aus, von hohen Bäumen überschattet und höher gelegen; ein tiefer Wassergraben faßt ihn ein und drei seiner Seiten fallen steil gegen den moorigen Wiesengrund ab, der hier das rechte Ufer der Donau bildet, häufig von ihren steigenden Wassern überfluthet. Dann ragt über die breite, glitzernde Fläche der grüne Rain wie eine Insel empor und in den genau ausgezirkelten Entfernungen wie winzige Inselchen die verschiedenen Scheibenstände, die einfache, kurze Distance, die Feldkehrscheibe und der Busch mit dem „laufenden Hirschen.“ Sie alle sind auf gleich großen Erhöhungen errichtet, und wollen die Schützen ihrem Vergnügen zur Zeit des Hochwassers nachkommen, fahren die Zieler auf Booten nach den Scheiben und die Kugeln pfeifen über die drängende Flut. Derartige Ueberschwemmungen sind in der That nicht selten, und die Tagebücher der Gesellschaft wissen davon zu erzählen. Die jüngste noch hatte man dem letzten, schweren Regen zu verdanken; nicht in der ganzen, ungeheueren Ausdehnung, aber immerhin bedeutend genug. Doch war die Donau jetzt wieder in ihre Ufer zurückgetreten, und nur die tiefen Gräben, welche die Wiesen durchziehen und den Rain umgeben, standen gefüllt; es gehört ein überaus heißer Sommer dazu, wenn auch diese Tümpel verdunsten sollen.

Unter den Bäumen wogte die Bevölkerung des

Städchens; schier die ganze; alte Leute sogar, die man sonst nur in der Kirche sah, hatten sich heraus gemacht, dem Oberstlieutenant zu Liebe. Die Tische waren besetzt und der Boden belagert. Die Musik spielte, eine Tribüne für die Sängergenossenschaft stand bereitet, das erste, halbvergessene Vaterlandslied war schon abgesungen, und eben sprach der Bürgermeister seinen kurzen Spruch. Weitschallendes Hurrah! Trompetentusch! Gegenseitiges in die Arme Fallen, Küsse und Thränen! Was für Wünsche und Hoffnungen drückten sich da nicht aus!

Die Brüder waren im richtigen Augenblick eingetroffen, um an dem „erhebenden Momente", wie das Tageblatt des Städtchens bei der Festschilderung ihn nannte, Theil nehmen zu können. Der Lieutenant hatte seine officielle Aufwartung am Festtisch zu machen, das heißt an dem Tisch, der von Beginn des Festes an durch Umlegen der Stühle als geheiligt bezeichnet wurde, als den Behörden aufzuhebender Platz. Denn diese Bezirksamtleute und Gerichtsvorstände, diese Kommandirenden von ein paar Schreibern und einem rechtskundigen Untergebenen repräsentiren bei derartigen Gelegenheiten den Staat. Der Oberstlieutenant sitzt unter ihnen, dazu verdammte ihn der Zweck des Abends; aber er sah sauertöpfisch genug drein, und während an den Tischen ringsum die Heiterkeit allgemein war, flüsterten hier die Honoratioren sich gegenseitig zu,

und nur der Staatsanwalt — wir kennen seine Persönlichkeit — schrie laut und zeigte Leben. Auch er vertrat sein Amt heute am Tisch der Würdenträger. Gegenwärtig war er unwillig deshalb, weil bürgerliche Mitglieder des Magistrats die Sitze neben dem Director und dem Kreisrichter vor ihm eingenommen hatten, und er sich mit der Gesellschaft eines Tuchmachers und eines Klempners begnügen sollte.

Arme Tuchmacher, Rauchfangkehrer und Schlosser, wie schwer fällt es Euch, Eures Amtes Pflicht zu erfüllen! Sie drängt Euch heute in die steife, hochtrabende Gesellschaft, Euch Räthe der Stadt und Bevollmächtigte der Gemeinde in die Gesellschaft, die Euch nur mit Widerwillen duldet, und Ihr selbst fühlt Euch so unbehaglich unter ihnen. Ihr schreibt dies Unbehagen freilich den altväterlichen, schwarzen Röcken zu, in die Ihr Euch gekleidet habt zu Ehren der Gelegenheit, aber auch sonst sitzt Ihr so gemessen und schweigsam und werft verstohlene Blicke des Verlangens unter die schmausende Menge, wo die Handwerksgenossen fröhlich die Krüge leeren und bei Weib und Kindern sich vergnügen. Die Eurigen unter ihnen. Sie dürfen ja heute nicht zum Vater; die Standesperson ist geschlechtslos und weiß nichts von Weib und Kind . . . . Es war so still am Honoratiorentische, so peinlich still. Der Magistratsrath Tuchmacher, fühlte sich unheimlich und wollte ein Gespräch mit seinem Nachbar anknüpfen. Endlich seufzte er laut

und sprach: „Ja, ja, eine recht große Capazität ist er schon, der Krieg . . . .“ Der Kreisrichter sah den Direktor mit bedenklicher Miene an; der Bürgermeister nieste, die Räthe kicherten, der Gerichtsschreiber räusperte sich, und der Tuchmacher blickte im Kreise umher nach einer Antwort, bis endlich der Staatsanwalt, den Boden stampfend, gerade hinaus lachte: „Calamität heißt es, Herr Magistratsrath, Calamität“; daß er nicht dazusetzte, „Sie Schafskopf“, war ein Wunder.

Der Oberstlieutenant half dem armen Magistratsrath über seine Verlegenheit hinweg. Er stand auf und toastete auf die Stadt, indem er betonte, in welch' glücklichem Einvernehmen hier Bürgerschaft und Militair ständen. „Glauben Sie, meine Herren“, rief er, „das Bewußtsein dieses guten Einvernehmens begleitet uns in's Feld, und wir schlagen uns in diesem Gefühle um so freudiger, weil die schöne Eintracht in der Vaterstadt dem Soldaten auch den Begriff des Vaterlandes erklärt und jenen regen Eifer weckt, für Vaterstadt und Vaterland in den Tod zu gehen. Und dann erinnert uns diese Eintracht: an unsere Bedeutung, als die eines Volksheeres gegenüber den alten Söldnerschaaren. Wir sind Fleisch von Ihrem Fleische, Blut von Ihrem Blute; vergessen wir es gegenseitig nicht, in Zeiten der Noth spüren wir die wohlthätigen Folgen . . . .“

Die Leute hatten ihn lieb, ihren Commandanten, die Soldaten sowohl, wie die Bürger, den frei-

sinnigen, wohlwollenden Mann. So schienen sie Alle auf den Einzelnen jetzt losstürmen zu wollen, mit ihm anzustoßen und, die Näherstehenden, seine Hand zu erfassen. — Auch er lebt nicht mehr, der treffliche Mann. Bei Sedan hat ihn die Kugel getroffen, die seinem Leben ein Ende setzte. Wie begeistert und Alle, die um ihn waren, begeisternd ist er ausgezogen in den heiligen Kampf; nun muß er, gerade er im Siegesheimzug fehlen ....

Doch wo bleibt denn Grethe, des Sonnenbräuers niedliche Tochter? Vor einer Stunde schon war sie, wie ihr Vater behauptete, nach dem Festplatze gegangen?

Die Sänger hatten eben das dritte Lied gesungen, wieder ein altes, vaterländisches Lied. Die Wacht am Rhein kannten sie noch nicht, die Wilhelm-Schneckenburger'sche Dichtung stand noch nicht in ihren Quartettbüchern, und so konnten sie das Verlangen des Publikums nach dem schnell volksthümlich gewordenen Liede nicht befriedigen. — Der Vortrag war beendet, und die Vortragenden zerstreuten sich nach den verschiedenen Seiten. Der Wirthsgarten am Rain ist ja geräumig, und man kann sich, zumal wenn Menschen ihn füllen, darin suchen lassen.

Nicht nur sind die Jahrhunderte alten Linden — drei Jahrhunderte lang führt sie die Chronik der Schützengesellschaft auf — keineswegs in solcher Regelmäßigkeit aufgewachsen, daß sie die Fernsicht

erleichtern, es sind auch Hügel im Rain und Hüttchen für die Schützen in hinlänglicher Anzahl, in deren Schatten die bequemsten Ruheplätze angebracht sind. Und hinter den mächtigsten der alten Bäume, hart an den Stamm gelehnt, ist das Tischchen angeschmiegt, an welchem Grethe und ihre Begleitung sitzen. Die Holzbank kehrt ihren Rücken dem Garten zu, aber es war kein anderes Plätzchen mehr frei, als die Frauen kamen, und dann war gerade dies so anheimelnd und stimmungerregend, daß Grethe schnell zufrieden ihr Strickkörbchen auf den Tisch legte und es für sich mit Beschlag belegte. Auch war es auf eine Erhöhung gebaut, aus deren Mitte die mächtige Linde emporwuchs, und vom Tischchen aus konnte der Blick sich frei ergehen, aufwärts den Strom, über die Wiesengründe zu den Wäldern, welche die Fernsicht abschlossen. Als das Mädchen sich setzte, lag der Sonnenschein auf den wassergefüllten Gräben, und ein leiser Wind strich über das hohe Gras, das sich in schimmernden Wellen senkte und wieder emporwogte.

Der Schuster-Tenor war von der kleinen Gesellschaft; er war des Mädchens Vetter. Eben kehrte er durch die verschiedenen Reihen von der Sängertribüne her nach dem Tische zurück. Grethe rückte ein wenig, um ihn auf seinen Platz zu lassen: „Nun wie stehts drunten", fragte sie . . . .

„Wie solls gehen? Gut! Es wird nicht mehr

lange dauern, bis die Beleuchtung beginnt. Ein großes Transparent hängt vom zweiten Stockwerk am Hause bis auf den Boden hernieder. Das soll erhellt werden, und von Baum zu Baum farbige Lampen und bengalische Feuer brennen. Willst Du das Alles nicht in der Nähe anschauen? Komm mit, wenn Dir ein alter Mann zur Begleitung taugt. Willst' nicht? So bleib' meinetwegen hier sitzen; wirst wohl auch Deine Gründe dafür haben! Bist am Ende übel aufgelegt?"

„Es geht mir vielleicht der Abschied morgen früh nahe", sprach sie freundlich aufblickend.

„Hast wohl gar Einen dabei, dessen Scheiden Dich schwer ankommt", redete er ihr gutmüthig zu.

„Und wenn's so wäre?" fragte sie . . .

„Ich fänd' es ganz begreiflich", antwortete er. „Man trennt sich schwer von Leuten, die man liebt, und gar die Trennung morgen kann leicht ein Scheiden sein auf Nimmerwiedersehen."

„Nein Vetter, so müßt' Ihr es nicht nehmen; ich habe keinen Schatz dabei."

„Aber doch Einen gerne?"

„Gern? Wohl. So von ferne. Niemand weiß es und er am allerwenigsten."

„Arme Grethe; dann ist es ja noch schlimmer. Ich mein' immer, daß es viel besser ist, wenn man sich herzhaft beim Halse hat und sich ausküßt und ausweint. Man wird seinen Kummer viel leichter

dabei los, als wenn man ihn in sich hinunterschluckt und Niemanden weiß, dem man ihn anvertrauen kann. Ist mir's doch selber so gegangen, wie ich noch in Wien gearbeitet hab'; 's war eine dumme Zeit, aber man muß Alles überwinden. Wirst schon noch mit Deinem Herzen zurecht kommen, Grethe. Er weiß auch nichts davon?"

„Wie denkt er an mich?"

„Ho! Steht er so furchtbar hoch? Am Ende gar der Oberstlieutenant oder ein Verheiratheter . . ."

„Und wenn's so wäre? . . ."

„Nein Grethe, so darf es nicht sein."

„Was könnt' ich selbst dann dafür? Wer kann für sein Herz? Aber es ist nicht so; Ihr braucht keine Angst zu haben, Vetter."

„Gottlob;" holte der Vetter Athem — „Und", setzte er bei, „wegen des Andern laß' Dir kein graues Haar wachsen. Wenn Gott will, wird Alles recht werden, und alle Kugeln treffen auch nicht . . ."

Grethe sah vom Tische weg, doch wandte sie schnell ihr Köpfchen wieder zurück und zeigte dem Vetter ein gluthübergossenes Angesicht. „Ich will auf die Seite rücken", sprach sie, „die Laternen werden angezündet, und von der ersten, rothen hier fällt mir der Schein gerade in's Gesicht."

Sie setzte sich weiter links in den Schatten des Baumes, an dessen dicker Rinde der Schuster schnitzelte. Ein Anderer war in die grelle Beleuchtung getreten;

der Lieutenant stand plötzlich am Tische und hinter ihm sein Bruder. Gegen den Hügel herkommend, hatte er das Mädchen erblickt und eilte auf sie zu, seinem Bruder ein schnelles „Mir nach!“ zurufend. Er setzte sich an den Tisch, die Anwesenden der Reihe nach begrüßend, an die Seite Grethe's, den Bruder auf den Platz neben dem Schuster hinweisend. Dem Kaufmann schien die Beschäftigung des letzteren zu gefallen, denn auch er holte ein Messer aus seiner Tasche und schabte um die Wette mit seinem Nachbar.

Zu dem Mädchen sprach der Offizier: „Ich habe mich bei Ihnen noch bestens zu bedanken.“

„Weswegen?“

„Sie gaben heute zweien meiner Soldaten heilsame Ermahnungen.“

„Die hab' ich an meine sämmtlichen Gäste gerichtet.“

„Ihre Ermahnungen machten wenigstens auf meine beiden Leute einen eigenen, guten Eindruck. Seien Sie nicht stolz, Fräulein, und wenn ich mich in diesem Augenblicke frohen Träumen und Gedanken hingebe, zerstören Sie meine Luftschlösser nicht!“

„Ich bin Ihnen gleichfalls zu Dank verpflichtet. Sie nahmen sich gegen den Staatsanwalt meiner an; das will ich Ihnen gedenken.“

„Lappalie! Sprechen wir nicht davon! Apro-

pos, die Laternen sind sämmtlich angezündet, die Beleuchtung ist in ihrem vollen Glanze, haben Sie schon einen Gang durch den Garten gemacht? . . .“

„Nein.“

„Wenn ich Ihnen für einen Begleiter gut genug bin, nehmen Sie meinen Arm!“

„Herr Lieutenant!“ rief das Mädchen mit funkelnden Augen.

„Ich weiß, was ich thue, Margarethe.“

„Und die Leute, und die Herren Offiziere.“

„Kommen Sie immer, es soll Ihnen Niemand Etwas anhaben!“

Die zwei Schnitzelnden sahen dem Paare nach.

„Ein hübsches Paar“, meinte der Schuster schmunzelnd.

„Er hat sie gern, man kann es allmälig merken“, murrte der Kaufmann. „O über die Mädchen! Was sagen Sie dazu, Herr Konkurrent in der Holzschneidekunst, was sagen Sie zu einem Mädel, die einen nichtsnutzen Lieutenant lieber hat, als den gesetzten Bruder mit der anständigen Civilversorgung; hm, Schusterchen, ist es nicht zum Davonlaufen . . .?“

„Sie meinen, daß die beiden davonlaufen wollen? O nein!“

„Stellen Sie sich nicht, als könnten Sie nicht bis vier zählen, pfiffige Schusterseele. Stehen Sie mir Rede. Ich bin verliebt in den häßlichen Balg,

ich möcht' ihn heirathen, ich, der Kaufmann aus Nürnberg; sie will mich nicht, ihr ist der Lieutenant lieber."

„Ja, das kommt wohl so vor", erwiderte der Schuster und spitzte den Mund zum Pfeifen, er pfiff aber nicht, sondern setzte bedächtig bei: „Die Hauptsache ist nur, hat er sie auch gern . . ."

„Ließ ich ihn wohl sonst so ruhig mit ihr fortgehen, ich, der ich selber bis über die Ohren in sie verliebt bin. Mein Bruder ist auch aus gutem Lindenholz; er hält, was er sagt, und besinnt sich zweimal, ehe er spricht. Mein directes Gegentheil! Das heißt, mein Wort halt ich auch, nur schwatz' ich als gern. Ja, er hält sie freilich hoch in Ehren. Nun versteh' ich den Schlingel; so, so, wäre der Krieg nicht da, ging er vom Militär weg wieder zu seinem Fach zurück. Ich begreife, Herr Bruder, ich begreife. Ist auch sehr leicht zu begreifen; oh!"

Der Schuster überhörte keine Silbe, so schnell der Kaufmann auch seine Worte heraussprudelte. „Nun dann", sprach er und zog seine Mütze ab, „dann können wir ja gar nichts dawider haben, und mag der Herr nur gleich seinen Segen dazu geben . . ." Darauf schabte er wieder an der Rinde und schabte eine breite Fläche frei, um die Wette mit dem schwatzenden Kaufmann, bis ihn ein neuer Sängerruf abrief, und Josef allein weiterschnitzelte.

Grethe und Richard wanderten in der wogenden Menge. Es war keine Ruhe unter der großen Zahl von Leuten. Man setzte sich nieder, um sofort wieder vom Stuhle aufzustehen, man lief hierhin und dorthin, die Hälfte der Gäste, da es an Tischen und Bänken mangelte, promenirte, den Krug in der Hand, bald hier stehen bleibend, bald dort verweilend, mit dem Bekannten plaudernd, mit jenem ein Wort wechselnd. Zu einem großen Chaos vermengten sich die einzelnen Stimmen; nur wenn die Musik zu spielen begann oder die Sänger zusammentraten, ruhte der Lärm, so lange der Vortrag dauerte, sich aus.

Es geht sich leicht in solcher Menschenmenge; fast wie in einer anderen Einsamkeit. Ist doch Jeder so mit sich selber beschäftigt, daß er wenig Aufmerksamkeit den Vorübergehenden widmen kann. Auch ermüdet die Neugier im raschen Wechsel der Bilder, die vor dem Auge des Neugierigen sich jagen.

Das fühlten Grethe und der Offizier. Erst hatte sie freilich die Augen zu Boden niedergeschlagen und wußte der augenblicklichen Verlegenheit und des brennenden Roths kein Ende, als sie zwischen die nächste Tischreihe einlenkte, und dort gleich zu Anfang die dicke Fleischersfrau saß. Aber die Schlachterin war mit ihrem Buben zu sehr beschäftigt, der mit den Beinen strampelte und sich nicht beruhigen lassen wollte, und bemerkte sie nicht. Die Assessorin hier,

die im väterlichen Hause die Miethwohnung inne hatte, starrte unverwandt das blitzende Transparent mit der funkelnden Inschrift an, die Base Posthalterin ließ sich von der Kellnerin Geld wechseln; keines hatte auf sie Acht, sie blickte darum bald ganz unbefangen vor sich, und wenn sie mit den treuherzigen, grauen Augen zu ihrem Begleiter aufsah, da glänzte mehr darin als der Wiederschein von den Hundert Lampen und Lämpchen. Sie kam später gar nicht in Verlegenheit, selbst als der Staatsanwalt am Honoratiorentisch ein erstes Donnerwetter heraufbeschwor, da ihn ihr Kleid streifte, und ein zweites, als er Grethe am Arme des Offiziers erkannte. Ihr Blick flüchtete nur von der Berührung des rohen Menschen nach dem Auge des Lieutenants, der lächelnd ihren Arm in seinem fester gegen seine Brust drückte. — Sie ließ es geschehen.

So gingen sie eine Zeit lang, ohne viel, ohne ein Wort zu sprechen. Erst mußten ihre Herzen über den ersten Eindruck des Augenblicks zur Ruhe kommen. Noch aber pochte es in der Brust des jungen Mannes zu stürmisch, und weit eher gab sich das Mädchen dem heiligenden Gefühle ihrer Liebe hin, als Richard Worte fand, sie auszudrücken.

Denn die Beiden liebten sich. Sie wußten es jetzt mit einmal, wie heiß und innig Eines am Andern hing, und sie wußten auch, daß ihre Liebe die Gegenliebe gefunden hatte. Sie hatten sich's selber noch nicht gestanden

daß sie liebten; sie hatten es Eins dem Andern nicht anvertraut, aber sie wußten darum und waren glücklich im beseligenden Bewußtsein. Seltsam; ihr Glück war doch eine Blüthe des Schmerzes. Trennung ist Schmerz, und beider Liebe wäre wohl nicht, wäre jetzt nicht so plötzlich aufgeblüht, wußten sie Beide nicht, daß der anbrechende Tag die Stunde des Scheidens bringe.

Grethe hatte sich an jenem Abend noch die Nachricht zurechtgelegt vom ausgebrochenen Völkerkrieg. „Auch unsere Jäger sind abgerufen", sagte sie sich; „wie viele vom schönen Bataillon werden nicht wiederkehren, wie viele kommen heim, elend und verkrüppelt!" Da zuckte es ihr siedheiß durch die Seele: „Auch er zieht fort, auch er kann verstümmelt, kann getödtet werden!" Namenlose Angst quälte sie, und endlich hatte sie Thränen, siedheiße Thränen. In Thränen gebadet fand sie ihre Liebe. Dann ging sie hinunter in den Garten, und unten saß er mit dem Fremden, der ihm so ähnlich sah, und er nahm sich ihrer so freundlich an. „Ja ihn, ihn liebst Du", jauchzte ihr Herz, „ihn allein, den prächtigen Mann!" Und dann fühlte sie wieder unsägliche Angst, weil er so bald hinaus müsse in Tod und Verderben, und schließlich stand ihr der eine Wunsch nur klar vor Augen: „Wenn er es wüßte, wie sehr in der Heimath ein Herz an ihm hängt und für sein Wohl betet, vielleicht würde ihm der Gedanke wohl thun draußen

in Elend und Strapazen — doch sie schüttelte den Kopf und meinte: Was liegt ihm an Dir und Deiner Liebe. Endlich lachte sie. Was geht es ihn an, wenn ich ihn liebe? Ich lieb' ihn für mich."

Und er. Wie war sie ihm so schön, so stolz erschienen, da sie der betrunkene Mensch so unwürdig behandelte. Das ganze Leben schien ihm in einem Augenblicke hohl und erbärmlich, wenn man es so allein leben sollte. „Nun, wenn dich die Kugel trifft", sagte er sich, „was liegt an dir, wer weint um dich? Deine Verwandten beerben dich ja!" Beneidenswerth schien ihm der schmerzlichste Abschied, der Abschied von Weib und Kind, wie er ringsum bei den älteren Kameraden vor sich gehen mußte. „Um sie kümmert sich doch ein Wesen auf der weiten Welt, und wenn sie fallen, erbt sich ihr Andenken fort in Weib und Kindern. Unbeweint zu sterben, das Loos ist allzu traurig. Ich muß es ihr sagen, ich muß sie küssen, wenn ich freudig von dannen gehen will!"

So quälten sie sich Beide die paar Nächte hindurch in bunt wechselnden Bildern und sagten es Keinem am Tage. Und was immer die wache Vernunft an Gründen dagegen einwendete, das vernichtete wieder die süße, tolle Phantasie des Traumes. — Und heut Abend gingen sie schon so lange Arm in Arm und hatten von alledem doch noch kein Wort zu einander gesprochen.

Trompetengeschmetter und Hochrufe! Gott weiß

wem es gegolten haben mag; wir haben ja jetzt wieder in Deutschland Männer genug, um sie feiern zu können. Am Honoratiorentisch war das Hoch ausgebracht worden, bengalische Flammen wurden entzündet; eine grelle, grüne hart an der Seite Margarethe's. Das unheimliche Licht that ihren Augen weh, ringsum drängten die jungen, auch die alten Kinder gegen die Flamme, sie barg ihr Gesicht hinter den Arm ihres Begleiters. Richard zog sie aus dem Gewirre.

„Wollen wir an unsern Tisch zurückkehren?“ fragte er sie, „oder ziehst Du es vor, noch eine Weile mit mir zu gehen. Es ist so schön, dies Arm in Arm Herumschlendern?“

Sie schwieg.

„Wenn Du schweigst“, begann er wieder, „so nehm' ich an, daß Du mit mir einverstanden bist. Und wenn Dir's so recht ist, laß uns aus dem Gewühle gehen. Die Nacht liegt so kühl auf den Wiesen, in den Wassergräben spiegelt sich die Beleuchtung, dort, von der Bank des Zielers aus, beim Hirschen müßte sich ein feenhafter Anblick des Gartens bieten. Auch sind wir nicht allein. Ich sehe Mehrere, die den Spaziergang im feuchten Dunkel der Schwüle und dem Getöse hier unter den Linden vorziehen. — Komm! . . .“

Sie ging über den schmalen Steg, der hier den Bach überbrückt, voran, er folgte ihr.

Drüben nahm sie wieder seinen Arm und blickte ihm treuherzig in die Augen.

„Ich liebe Dich, Grethe", sprach er jetzt.

Sie nickte einfach mit dem Kopfe.

„Und Du? Liebst Du mich wieder?"

„Ja", gab sie zur Antwort, so bestimmt, als spräche sie das Wort vor dem Altar aus.

Er sah sich um und sah, daß sie allein waren; da küßte er sie. Sie hielt das Köpfchen erhoben und ruhig, bis er seine Lippen wieder von den ihren löste. Ihre beiden Hände hatte sie in einander gefaltet, die linke durch den Arm des Geliebten hindurch . . .

„Ich hege schon lange den Plan, den Dienst zu quittiren", fing er wieder an. „Komm' ich glücklich zurück, so führ' ich ihn aus . . ."

„Warum das?" fragte sie . . .

„Weil ich Dich nicht anders heirathen kann, Liebe", antwortete er.

„Meinethalben brauchst Du das nicht zu thun"; sprach sie ruhig. „Ich liebe Dich doch, auch wenn ich weiß, daß ich nicht Deine Frau werden kann."

„Aber Du sollst sie werden."

„Ich würde Dich immer lieben, ich müßt' es, auch wenn Du einer Andren schon gehörtest. Freilich dann . . ." setzte sie hinzu.

„Nun, dann . . ."

„Dann wär' es recht traurig! Aber es wäre

nun einmal nicht zu ändern und", setzte sie lächelnd hinzu, „wer würde denn dann Dir's sagen?"

„Grethe . . ."

„Was, Lieber?"

„Morgen muß ich Abschied nehmen. Kaum ein paar Stunden sind wir beisammen."

„Und wenn's eine einzige Minute wäre! Es ist mehr Glück, als ich in meinem ganzen Leben abdienen kann."

„Und bist Du glücklich?"

„Unendlich!"

So waren sie zu dem Buschwerk gekommen, in dem die „der laufende Hirsch" genannte Scheibe aufgestellt war. Ein paar Dutzend Bäume und niederes Gesträuch zum Verkleiden der angebrachten Balkenwände, zwischen denen der hölzerne Hirsch vorwärts bewegt wurde, und um das feste Hüttchen des Zielers zu verstecken, bildeten den Hain. Ein mooriger Graben ging auch an ihm vorüber, und eine Ruhebank war auf der Seite gegen einen Theil des Gartens hin und darüberweg gegen die Donau hinaus angebracht. Darauf setzten sie sich.

Grethe schmiegte ihr Köpfchen an die Schulter des Mannes, der mit der rechten Hand sanft ihren Scheitel strich und die einzelnen Haarwellen zwischen seinen Fingern durchgleiten ließ.

Es waren doch über hundert Schritte bis zum Wirthschaftsgarten. Nicht weit genug, um den Lärm

der Menge nicht mehr hierher dringen zu lassen, aber die Beleuchtung nahm sich schöner von hier aus, und die einzelnen Stimmen der verschiedenen Männer und Weiber verschwammen in dem einen mächtigen Laut der Volksversammlung. Hie und da ging ein später Wandrer durch's Gras der Wiesen, einmal ein einziger schien näher kommen zu wollen. Als Richard das Mädchen auf ihn aufmerksam machte, sprach sie einfach: „Laß ihn herkommen, ich brauche mich Deiner nicht zu schämen . . ."

Der Himmel war tiefblau, die Luft des warmen Juli. Die hohen Bäume am Rain rührten kaum die Kronen, nur hie und da regte sich ein Blatt.

Der Offizier sprach endlich wieder: „Und dann, Grethe, wenn ich falle . . ."

„Dann will ich in schwarzen Kleidern gehen mein Leben lang."

„Wohl mir, ich falle mindestens nicht unbeweint."

„Warum so düster", sprach sie ihm zu. „Warum diesen flüchtigen Augenblick mit Zukunftsgedanken stören? Er ist so kurz gemessen und soll — wenn's denn der Himmel so haben will — meines Lebens ganzes Glück in sich schließen. Da muß ich ihn wohl bis zur Neige genießen, Du Lieber, und will kein Stäubchen davon anderen Gedanken gönnen, als Deiner Liebe. Merk Dir's!"

„Grethe!"

„Was willst Du . . .?“

„Bist Du eifersüchtig?“

„Nein . . . oder ja, so lange Du bei mir bist.“

„Was heißt das?“

„Ich würde mich in den Tod kränken, dächtest Du jetzt an eine Andere, während ich bei Dir bin. Du sähst mich nie wieder. Was Du thust, wenn Du fern von mir bist, geht mich nichts an. Ich halte Dir Treue, Dich entbind' ich davon.“

„Wer sagt, daß ich das verlange?“

„Um so besser für Dich. Meine Liebe kann nicht größer und nie geringer werden.“

„Und liebst mich doch erst seit heute?“

„Wer sagt das? Seit heute? Je nun, gesagt hab' ich Dir's heute, wie lieb ich Dich habe; so weit man das einem Menschen sagen kann. Aber lieben — mir ist, seit ich denken kann, dachte ich nur Dich.“

Und sie plauderten und plauderten. Je mehr Richard sprach, desto stiller ward Grethe, und sie schmiegte nur ihr Haupt enger an seine Brust, aber nie lange, immer wieder sah sie empor zu ihm und neigte ihr Köpfchen wieder und sah wieder empor.

Und die Nacht, ging fort, so schnell wie jede andere glückliche Nacht, und als ob Niemand im weiten Umkreis gebetet hätte, sie möchte ewig währen und der Morgen und mit dem Morgen der Abschied nicht kommen. Noch aber dachte — laut wenigstens —

Niemand hier daran; die Leute auf dem Festplatze nicht, sie hatten zu viel zu thun mit Singen und Trinken und Schmausen und Plaudern, nicht Richard, nicht Grethe. Grethe hatte die Hände jetzt um den Hals des Geliebten geschlungen, der sie höher heraufgezogen hatte, und die metallenen Epauletts auf den Schultern des Offiziers schienen ihr das weichste Ruhekissen zu sein. Sie waren jung, sie beide; sie liebten, sie trauerten nicht im Augenblick, sie führten Scherzreden sogar.

„So alt bin ich schon, ganze neunzehn Jahre; was Du Dir für eine alte Liebste herausgesucht hast. Aber noch nicht klug, Richard, trotz dieses Alters . . ."

„So jung, Grethe, und schon so verliebt . . ."

„So verliebt, Richard. Du hast Recht, ich sollte mich eigentlich schämen, aber ich schäme mich nicht . . ."

„Nicht schämen?"

„Nicht im geringsten. Die englischen Fräulein nur dürften mich nicht sehen, die immer eine Klosterfrau aus mir machen wollten . . ."

„Du, Nonne?" lachte er, „komm' her, meine Nonne, meine barmherzige Schwester . . ."

„Ja Richard, die bin ich und will ich sein, und wenn eine Kugel Dich trifft, will ich kommen und Dich pflegen und Du wirst sicher gesunden."

„Unter Deiner Pflege ja, mein Kind."

„Du, Richard . . .“

Schritte nahten, eine lange Gestalt kam heran. Das Mädchen erkannte sie. „Alle mögen mich sehen Richard, nur er nicht, der Staatsanwalt. Verbirg Dich, komm!“

„Soll ich vor ihm fliehen?“

„Thu' mir die Liebe! Ich habe Niemand zu scheuen, aber er ist im Stande, ein Dutzend Zuschauer herbeizuholen.“

„So geh hierher, das Zielerhäuschen verbirgt uns. Ich schließe die Thüre hinter uns . . . .“

Der Staatsanwalt kam an die Stelle. „War mir's doch, als hätt' ich hier etwas gesehen“, brummte er rauh . . .

„Mich vielleicht?“ sprach eine hohe Stimme, und der Schuster trat um die Wand, stieß aber so hart gegen den Ankömmling, daß dieser das Gleichgewicht verlor und über den schlüpfrigen Hang in den Graben stürzte . . . .

„Nun das Unglück auch noch; ich kenne Sie jetzt erst, Herr Staatsanwalt“, entschuldigte sich der Schuster und bückte sich zu dem durchnäßten Manne hinab, ihm die Hand reichend, an der er sich langsam herausarbeitete.

Als der Staatsanwalt wieder auf seinen Füßen stand, fing er zu fluchen und zu schelten an. „Ist ja nicht mehr zu ändern“, begütigte der Schuster — ein feinerer Menschenkenner, als der Staatsanwalt, hätte in

der Stimme des Tenoristen ein deutliches Hohngelächter gehört — und ein Bad im Juli hat so schädliche Folgen nicht. Uebrigens erkälten Sie sich nicht und folgen Sie mir nach der Schenke. Der Wirth hat ungefähr Ihre Figur und wird Ihnen gern mit seinen Kleidungsstücken aushelfen. Wie kommen Sie denn nur hierher?"

„Das frag ich Sie, beim Henker! Ich bin Vorstand der Schützengesellschaft, und das bekneipte Pack da ruinirt uns ganz unsere neuen Anlagen", brummte er wieder.

„Nu, nu, das Pack ist es gerade nicht, das immer am meisten bekneipt ist. Gehen Sie nur, gehen Sie, ich kann Sie doch nicht tragen ......"

Als der Schuster wieder am Lindenbaum eintraf, rief ihn der Kaufmann Bürklein an: „Da sehen Sie, was ich gemacht habe; der ganze Name steht hier eingeschnitten, fehlen nur mehr die Tüpflein auf dem ü und i. Die soll ein Anderer schneiden, und das Herz dazu unter meines Bruders Namen, ich habe genug davon. Was haben Sie denn die Zeit über getrieben?"

„Was ein erster Tenorist einer städtischen Liedertafel eben treiben muß. Zum Heil des Vaterlands mir die Kehle heiser geschrieen, weil's meine Jahre denn doch nicht mehr erlauben, den Schießprügel zu nehmen, und dann nach unsern jungen Leuten mich umgesehen."

„Ei der Henker, wo treibt denn das Pärchen sich herum?“

„Ich sage Ihnen, die Beiden befinden sich in der besten Gesellschaft.“

„Wirklich?“

„Sie können Gift darauf nehmen . . . Dann hab' ich unserm Staatsanwalt für seine jüngste Aufführung — Sie erzählten mir ja — zu einem kalten Bade verholfen. Ha, ha! Wissen Sie, daß der Mensch ein Aug' auf die Grethe geworfen hat, und hat doch selber schon Weib und Kinder?“

Der Schuster erzählte, und der Kaufmann wollte sich ausschütten vor Lachen. Der Schuster, der nun einmal im Plaudern war, plauderte weiter von dem und jenem, vom Städtchen und seinem Geschäfte, von der Grethe und wie sie sein Bäschen sei. Er hatte die Schwester ihrer Mutter geheirathet. „Ich war nicht mehr jung, als ich freite“, sagte er „und sie hatte ein Kind von einer dummen Liebschaft her, das ist jetzt meine ganze Freude; wir selber haben keins bekommen.“

„Vor der Ehe hatte Ihre Frau ein Kind, sagten Sie?“

„Den Jungen, den ich vorher heimgeschickt habe. Ist's nicht ein prächtiger Knabe; und arbeitet schon im Geschäft wie ein Gesell . . .“

„Nein, dazu könnt' ich mich nicht verstehen. Ein Mädchen mit einem Kind'? Pfui!“

„Da seh mir Einer einmal. Warum denn nicht? Wenn so ein armes Ding von einem Windbeutel angeführt wird, dann soll man sie wohl in ein Spinnhaus sperren Zeitlebenslang? Nein, lieber Herr. Was kann das Mädel dafür, daß sie jung und leichtgläubig war; schlecht muß sie deshalb nicht sein. Es gibt viel schlechtere oft, die mit großem Pomp den Myrthenkranz tragen und verdienen ihn ganz und gar nicht . . . . .“

„Wenn es wenigstens eine Wittwe wäre.“

„Wäre es dann besser? Ach, Herr Bürklein, Sie sind doch sonst ein Herr mit gesunden Ansichten. Was wir Männer für uns im ausreichendsten Maße beanspruchen, das dürfen wir nicht in seinem unschuldigsten Theil an den Weibern verurtheilen. Sie sehen mir doch nicht aus wie ein Kostverächter. Antworten Sie einmal . . .“

„Nun, das läßt sich nicht in zwei Worten erklären.“

„Da sehen Sie; ich bin in Wien auch kein Ofenhocker gewesen. Ich hab' gar manches schöne Kind geküßt, aber ich hab' darüber mein Herz doch nicht verloren. 'S ist alleweil noch auf dem richtigen Fleck. — Holla! Was giebt's denn da“, rief er jetzt, als die Blechmusik die Melodie des Kücken'schen Soldatenliedes anstimmte, und die ganze Volksmenge einen Höllenspektakel und ein Freudengejohle aufschlug . . . „Schrum, ich weiß es, Herr Bürklein.

Sie müssen mitsingen, Alles muß singen, zum Teufel die Heiserkeit!" und er holte aus der Tasche den neuen Text des Liedes, die so schnell berühmt gewordenen Strophen Rudolph Löwensteins. Das Gejohle bekam Gestalt, aus dem Lärm schälte sich hörbar und deutlich die Melodie heraus, und aus tausend und mehr Stimmen klang es den scheidenden Kriegern zu: „Jubelnd sei's der Welt verkündet", und so fort bis zum Kehrreim: „Haut sie auf den Chassepot, Auf den Chassepot mit Hurrah!" — Nun, sie sind der Aufforderung getreulich nachgekommen, und nur so klatschend fielen die Hiebe bei Weißenburg und Wörth, bei . . . . doch wir sind ja noch nicht so weit! —

Während die jauchzende Menge die prophetischen Strophen absang, traten Richard und Margarethe hinter der Linde hervor und nahmen ihre Plätze wieder ein. Der singende Schuster ließ sich in seinem Gesange nicht stören, er schrie mit dem Heldentenor: „Haut sie auf den Chassepot" und neigte während des Gesanges nur ein paar Mal den Kopf zum Zeichen des Grußes, Bruder Joseph bewegte so graziös als möglich zum Willkomm die Hand, Grethe schmiegte sich an den Geliebten, der sie fragte: „Bist Du mir böse, Kind?"

„Könnt' ich es, und selbst wenn ich es wollte! Aber ich will es gar nicht einmal. Ich bin Dein Weib, Dein Weib, Richard, thu', was Du willst, mit

mir. Nur", sprach sie, ihn fest und unverwandt anblickend, „hör' nicht auf, mich zu lieben!"

„Niemals", hauchte er ihr zu, dann stimmte er in den Gesang mit ein.

So blieben sie noch ein paar Stunden auf dem Schauplatze des Festes. Die Hälfte der Gäste war schon nach Hause gewandert, aber die andere Hälfte blieb und das Gedränge war immer noch dicht genug. Die Soldaten hatten Erlaubniß, auszubleiben so lange sie wollten. „Nur wer bei der Reveille nicht am Platze ist", hatte der Commandant gerufen, „bleibt zurück, wenn das Bataillon in den Kampf zieht". — Das wirkte — mag Einer sagen, was er will — aber jeder hatte Acht bei aller Freude und Ausgelassenheit, die künftige Zurechnungsfähigkeit wohl im Auge zu behalten. Auch die Bürger, deren Gäste die Mannschaft war, handelten in dieser Einsicht.

Als unsere Freunde gingen — Richard und Grethe voran, der Kaufmann mit dem Schuster hinterdrein, die übrige Gesellschaft lag schon zu Hause im Bett — war Mitternacht vorüber und der frühe Morgen — die Sommernächte sind ja so kurz — nicht mehr weit entfernt.

Sie gingen durch den noch immer belebten Wirthsgarten; Grethe hielt den Geliebten plötzlich an: „Sieh dorthin", sprach sie und deutete nach den Bäumen mit der Scheibe des Hirschen. Der Uhrmacher und Feuerwerkkünstler des Städtchens hatte sich den Hain

zum Schauplatz einer späten Thätigkeit ausgesucht und sandte Raketen und Feuergarben zischend in's nächtliche Dunkel; glührothes Feuer beschloß die kurze Pracht, dann erlosch sie, und die letzte Stunde der Nacht lag wieder dunkel auf Bäumen und Feldern.

„Wie prächtig es war", sprach das Mädchen. „Aber wie schnell ist alle die Herrlichkeit vorüber! Ein ungeahntes Glück! Es steigt auf und entfaltet sich und glüht und glänzt und leuchtet. Aber es verschwindet ebenso schnell wieder . . ."

„Wirklich? Paßt der Vergleich überall?"

„Nicht ganz. Es läßt einen Nachglanz im Herzen zurück, ein unsagbar, mildes, sanftes Licht; der geht nie wieder in Nacht, dem Liebe geleuchtet hat. Und das Leben kann nie ganz unglücklich sein, in dessen Verlauf einmal heiße, volle, ganze, innige Liebe geblüht. Ich will des Plätzchens hier denken . . ."

„Wo zweie sich küßten zum erstenmal", citirte der Offizier, „der Dichter hat recht, es ist ein heiliger Platz und die ganze Natur verklärt ihn. Man sollte eine Kirche darüber bauen . . . . Apropos", rief er, sich zu seinen Begleitern kehrend, als sie in der Stadt angelangt waren, „was wollen wir noch anfangen . . .?"

„Zum Schlafen denk' ich, ist es zu spät", antwortete der Schuster, auf die Uhr schauend, „nämlich, wenn einer die Soldaten auf die Bahn begleiten will. Und das wollen wir wohl Alle, denk' ich."

„Ja, ja“, stimmte rasch das Mädchen zu.

„So gehen wir zusammen auf meine Bude“, lud Richard ein. „Bruder Joseph braut uns den letzten Grog im Vaterlande, mein Frauchen hier setzt sich zu mir und sieht mich die letzte Stunde noch freundlich an, und unser gemeinschaftlicher Vetter Tenor singt uns sein Leiblied vor: Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald.“

„Vetter, Ihr müßt mitgehen“, bat Grethe.

„Freilich Blitzmädel“, lachte er. „Vorwärts Marsch . . . .“

Droben im Zimmer mußte der Lieutenant sein Kofferchen öffnen, und Grethe kramte darin herum mit weiblicher Geschäftigkeit und theilte ein und ordnete; als das heiße Getränk gebraut war, füllte sie die Gläser ein, „meine Hausfrau“, stellte sie Richard vor, „zum erstenmal; so Gott will, auch nicht zum letztenmal.“

„Und wenn auch“, sprach sie, und ihr Auge umflorte sich, „dann war ich es doch einmal“, und sie umhalste ihn und er fühlte zwei große Thränen auf seinen Wangen . . .

„Sei stark, mein Mädchen“, redete er ihr zu. „Dein Loos ist das Loos von Hunderttausenden. Du bist die Frau des Soldaten. Als Du ihn wähltest, da mußtest Du ja wissen, daß der Krieg sein Handwerk sei. Und wir sind ja so glücklich, denn uns war es vergönnt, uns auszusprechen vor dem Scheiden,

uns in der Trennungsstunde zu finden und diese Stunde noch uns anzugehören. Der bitterste Augenblick des Lebens ist der unseres größten Glückes. Wie kann so viel Schmerz und so viel Freude auf so kleinem Raume beisammen wohnen! Laßt uns anstoßen: Mein Weib soll leben!"

„Und Ihre glückliche Rückkunft, braver Herr", schrie der Schuster . . .

„Frau Schwägerin", sprach der Kaufmann, „ich ließe lieber das Schwägerin weg und wünschte, ich dürfte Frau Gemahlin zu Ihnen sagen. Aber der Soldat hat nun einmal vor uns das Glück voraus, und mir ist's so recht; in einer Zeit, wie der unsern, da soll er's auch haben. Ich begreife nicht, wie es jetzt junge Leute in Deutschland geben kann, die hinter dem Ofen sitzen und von fern dem Taumel dieser Begeisterung lauschen. Ich meine, all' unsere Jugend sollte sofort unter die Waffen geeilt sein... Frau Schwägerin, nichts für ungut, so lieb wie mein Bruder, hätt' ich Sie auch, und wenn der Schlingel fort ist, dann besinnen Sie sich noch einmal, ob Sie nicht den Bruder Kaufmann doch noch zum Manne nehmen wollen. Das Bischen Küsse dem Richard heute, das macht nichts, ist ja in der Familie gewesen. So", athmete er auf, „nun hab' ich's von der Brust weg, und nun geben Sie mir ein Patschhändchen, Sie böses Mädchen . . ."

„Sie sind ein guter Mensch“, sprach Grethe, und gab ihm die Hand . . .

„Ja, ja“, lachte Joseph. „Das ‚gut‘ hat nur so eine fatale Nebenbedeutung.“

Indem wurde die Glocke heftig geläutet.

Richard schrak zusammen. „Schon an der Zeit, zu gehen?“ sprach er. „Mein Bedienter will mich wecken.“ Leichenblässe fuhr über Grethe's Gesicht; sie wandte sich schnell und legte die Hand auf's Herz; Richard sollte ihr's nicht anmerken. Der Schuster öffnete dem Soldaten, der bald, mit dem Kofferchen bepackt, nach der Kaserne zurückging.

Der Offizier hing sich ein leichtes Ränzchen mit dem Nöthigsten wie einen Tornister über den Rücken, schnallte den Säbel um, dessen Schärfe Grethe vorher prüfen mußte, steckte den Revolver an die Seite: „Was brauch' ich noch“, sprach er, „ich denke, ich bin gerüstet für die Franzosen“; dann versperrte er Schrank und Kasten, gab den Schlüssel dem Mädchen und langte nun nach dem Helm, ihn aufzusetzen. „Nun wird es Ernst“, meinte er, ihn in der Hand wiegend. „Leb' wohl, Du kleines Zimmerchen, die letzte Stunde in Dir war so schön. Sei Dir Dank dafür, Grethe!“

Das Mädchen hielt ihn umklammert. „Und nun geht voran, und Du, Schatz, schließ' die Thüre. Behalte den Schlüssel, sieh manchmal hier nach, während ich fort bin, und erinnere Dich meiner in

den Räumen, in denen ich vier Jahre lebte. Daß wir so spät erst zur Erkenntniß unserer Herzen gekommen sind, was meint Ihr dazu, Freunde? Es war wohl Gunst des Schicksals, mir das Scheiden so süß zu machen. Aber geht, die Zeit drängt."

Im Kasernenhof war ein Rennen und Hasten. Aus allen Thüren eilten die bepackten Jäger heraus, Nachbar den Nachbar suchend, Mann an Mann sich reihend. Die Unteroffiziere zählten ihre Korporalschaften ab und untersuchten, ob Alles in Ordnung sei. Und Alles war richtig, wie sie den die Züge führenden Offizieren meldeten. Die Lieutenants und Oberlieutenants rapportirten den Hauptleuten, und als nun der Oberstlieutenant in den Kasernenhof eintritt, da begrüßten ihn die fertigen Kompagnien mit lautem Hurrah, die Offiziere senkten die Degen und, nach allen Seiten hin Dank winkend, gab der Commandant das Zeichen zum Gebet.

Das Haupt gebeugt, die Hand am Helm, standen lautlos die Mannschaften, während die tiefen, feierlichen Töne der Musik den weiten Raum erfüllten.

„Nun laßt uns gehen", sprach der Oberstlieutenant, als die ernste Scene beendet war. „Lassen Sie den Leuten ihre Freiheit, und seien auch wir noch Menschen diese kurze Spanne", redete er den Offizieren zu, die sofort ihre Degen einsteckten und die Jäger aus dem Glied treten ließen. Er selber stieg vom Pferde, dessen Zügel er dem nächsten

Soldaten zuwarf, nahm seine Frau an die Seite und sein Kind auf den Arm, — die ganze Bevölkerung des Städtchens war ja schon wieder auf den Beinen — und so ging er seinen Leuten voran, hinter der Musik, die mit heiteren Weisen den seltsamen Zug begleitete. Dem Beispiel des geliebten Führers folgten Offiziere wie Soldaten, und in der buntesten Gesellschaft langte das Bataillon am Bahnhof an.

Sobald das Signalhorn ertönte, stand Jeder an seinem Platze, und Rotte auf Rotte stieg in die Waggons. Die Bürger und ihre Frauen trugen Bier und Tabak zu, die Offiziere standen noch eine Weile vor ihrem Wagen. „Es wird Zeit, daß auch wir unsere Plätze einnehmen, meine Herren", erinnerte der Oberstlieutenant, und Richard küßte die Geliebte noch einmal, drückte ihr zum letztenmal die Hand. „Leb wohl", sprach er halblaut. „Und tausend, tausend Dank für Deine Liebe . . ."

„Leb wohl", sprach sie tonlos . . ."

Still war es plötzlich geworden, die peinliche Stille des Abschieds für eine ungewisse Zukunft. Die Männer sahen sich an, manches Auge, viele Augen waren feucht und, an die Mauer des Bahnhofsgebäudes gelehnt, schluchzten die Frauen; man hörte ihr Schluchzen . . .

Da fiel einem jungen Burschen der Kehrreim des gestrigen Liedes ein, und mit heller Stimme

sang er, weithin vernehmbar: „Haut sie auf den Chassepot . . .“ Wie lachte die Menge, die sich plötzlich wieder gefunden hatte, aus voller Brust und sang den Vers mit; aus allen Fenstern wurden lustige Soldatenköpfe herausgestreckt und Antwort jauchzten sie:

Und die Büchsen müssen knallen,
Und d' Franzosen müssen fallen
In der Pfalz, in der Pfalz mit Hurrah!

Am Tritt seines Waggons stand der Commandant. Er winkte, und still war es wieder. „Lebt wohl Alle“, rief er laut, „nehmt Alle unsern Dank. Hoch König und Vaterland! . . .“

Dann gab er das Zeichen, der Pfiff der Lokomotive gellte, ein Ruck und so mancher Soldatenkopf schlug unsanft gegen die Fensterrahmen; aber die Kameraden lachten nur noch mehr, draußen schrieen Tausende Hoch und Hurrah! Hurrah! antworteten die Tausend im Zug, und fort ging es, dem Feind und dem Tod' entgegen.

Im Offizierwagen hatte Richard seinen Bruder eingeschmuggelt. Der Zug mußte ja an der Heimat des Kaufmanns vorüber.

IV.

Stille Tage folgten den geschilderten Vorgängen. Mit verhaltenem Athem lauschte man in ganz Deutschland dem Takte der marschirenden Regimenter.

Mit einem Seufzer: Was wird der Tag heute bringen, stand der Bürger auf; mit einem Seufzer: Werden sie heut' an einander gerathen sein? Wer wird den Kürzern gezogen haben? legte er sich nieder. In der Nacht selbst fuhr er aus dem Schlafe und schlug mit den Armen, um den erstickenden Pulverdampf zu zerstreuen, den der geträumte Kanonendonner auf seine Brust gelagert hatte. Die Geschäfte gingen flau, und er stand unter seiner Ladenthüre, jeden ängstlich Vorbeihuschenden ängstlich betrachtend und in den Mienen der Nachbarn nach entsetzlichen Nachrichten forschend. Du kleinmüthiges Volk, wie sehr verkanntest Du Deine Kraft!

Willst Du jetzt im Augenblick der Entscheidung noch zittern. Fühlst Du denn nicht die Großartigkeit jener Ruhe, mit welcher unsre Heeresleitung ihre Anordnungen trifft, erstickt Dein Klein-

muth nicht in der freudigen Sicherheit, die alle Bewegungen unserer Armeen zeigen?

So viel Jubel, so viel Begeisterung allerwärts; einen kleinen Rückstrahl könnten sie ja auch auf Dich werfen!

Freilich auch unser Kleinbürger ist begeistert; wenn er sich Morgens den dritten Schoppen Feuerberger einschenken läßt, dann lauscht er mit hochgeröthetem Gesichte den Erzählungen und patriotischen Reden jenes jungen Kaufmanns, der eben vom Rhein zurückkommt. Aber bis zum Abend ist die Röthe wieder verflüchtigt, und bleich und zitternd versteckt er sich hinter seinen Bierkrug, weil ein alter Gamaschenknopf von einem pensionirten Offizier — sein Bruder ist überdies Landpfarrer — die Franzosen herausstreicht und von den Zuaven und Turcos nicht genug zu erzählen weiß. Ein dicker Bauer pflanzt sich breit neben den Erzähler hin: „Ja, haben denn die Kerl' eiserne Schädel?“ fragt er, „Das gerade nicht . . .“ will der deutsche Gascogner weiter erzählen, doch der Bauer unterbricht ihn wieder: „Nu, nachher wird man's wohl auch einschlagen können . . .“ meint er und hat die Lacher auf seiner Seite.

Ja, ja, so ein kleinstaatlicher und kleinstädtischer Querkopf gebärt gar konfuse Gedanken. Und was dem beschränkten Verstand der Unterthanen nicht einfällt, das fördert die Weisheit der Regierenden

zu Tage. O große Zeit, wie kleinlich verliefen deine Wellen im Sand des Provinzstädtchens!

Wo eine verfrühte Siegesnachricht verbreitet wurde — mein Gott, die Hoffnung sieht so gern als Thatsache, was erst noch geschehen muß — da faßte täppisch die von den Ereignissen ganz und gar nicht unterrichtete Polizei den vorlauten Verbreiter, und — wie die Hoffnung träumt auch die Furcht — an Stelle der kurzen Freude trat unsagbarer Schrecken. Als dann nun wirklich die Nachricht kam von dem lächerlichen Siege der Franzosen bei Saarbrücken, da hatten es glücklicherweise die klugen Herren so weit gebracht, daß das ganze Städtchen in Thränen floß. Die Weiber vermeinten schon, der anbrechende Morgen brächte stromabwärts die feindlichen Raubschaaren.

Wie schlug in diese verstörten Gesichter die Kunde vom Sieg bei Weißenburg! Erst freilich wollten sie nicht an ihn glauben. Dann aber, als Berichte auf Berichte kamen und mit dem Glauben die Freude wuchs, dann gaben sie sich ihr willenlos hin. Und die Freude wurde zum Jubel, als der Nachricht vom ersten Siege so bald die Botschaft folgte von der neuen Schlacht, vom Tage von Wörth. Und auch der Tag war ein Tag des Sieges, ein Tag zweier Siege. Während die dritte Armee bei Wörth die Rothhosen jagte, die gefürchteten Afrikaner Mac-Mahons davonliefen vor den Kolbenschlägen

der Deutschen, schlug sie über den Berg von Spichern hinab — aus uneinnehmbaren Stellungen, so brüsteten sie sich — die erste Armee. „Kehrt euch!“ hieß es auf der ganzen französischen Linie, das stolze Wort Moltke's wurde zur Wahrheit: „Wenn die Franzosen am 21. Juli den Rhein noch nicht gesehen haben, dann erblickt ihn keiner mehr ...“ Drei Schlachten waren geschlagen und jede Schlacht war ein Sieg!

Wie flogen da die gesenkten Köpfe in die Höhe, wie ward dein Antlitz auf einmal so heiter, du gute Donaustadt, und wie schnitten und nähten deine Frauen und Mädchen am buntfarbigen Zeug', um die Siegesfahnen zu fertigen!

Das spinnwebverhängte Fensterchen am Giebeldach wurde kurzerhand hinausgestoßen, daß es klirrend auf die Straße hinunterfiel; es auszuhängen nahm sich der Hausherr nicht die Zeit, und stolz und langwallend entfaltete sich die Flagge mit den Farben des Vaterlandes; und so von Haus zu Haus; in Festtagskleider hüllten sich die Straßen, den Widerstrebenden zwang man, gute Miene zum schönen Spiel zu machen; das Volk ist ja maßlos in seiner Freude, wie in seinem Schmerz.

Nur die Frauen, die Mütter sahen mit umflorten Augen zu dem Jubel. Grethe schickte wohl zehnmal nach der Post und dem Telegraphen.

An der Seite der Preußen, wetteifernd mit ihnen, hatten die Baiern bei Weißenburg und

Wörth gerauft. Und wenn man im Norden oben stolz war auf die glänzenden Erfolge, weit stolzer noch mußte der Süden sein. Gaben sie ihm doch das beinahe verlorene Bewußtsein seiner Kraft, seiner Tüchtigkeit zurück.

Der tiefe Zwist, der durch das Baierland ging, schien eine Kluft in sein Volk gerissen zu haben, an deren Rändern die Parteien standen und in deren Abgrund sein Glück und Wohlstand zu sinken drohten. Welche zog hin, die Partei der Ehre und des Vaterlandes, die der Schande und der Finsterniß? Das Land besann sich nicht mehr. Es hatte entschieden; im deutschen Lager war das Königreich, und die blauen baierischen Jungen sühnten die Schuld vergangener Zeiten. Vor zwei Jahrhunderten hat ihr Kurfürst seine Fahne auf Belgrads Zinnen aufgepflanzt; den blauen König hießen die Moslim ihn, den Türkenschreck. Heut' haben die Enkel jener Belgradstürmer in den nämlichen lichtblauen Waffenröcken den Türken des Kaiserreichs bei Weißenburg und Wörth die Schädel eingeschlagen, — „man kann es ja", meinte der alte Bauer — und blaue Teufel nannte sie der erschrockene Afrikaner.

Das Bataillon übrigens, bei dem Richard Bürklein stand, war die beiden Male nicht in's Feuer gekommen. —

Als damals der Zug, der die scheidenden Krieger entführte, den Augen der Zurückbleibenden entschwun-

den war', schickten sich diese an, wieder heimzugehen zum gewohnten Geschäfte. Einzelne Gruppen blieben noch, plaudernd und in die ungewisse Zukunft schauend, auf dem Perron — „Baron", sagte der Tuchmacher — des Bahnhofs stehen. Der Schuster winkte seinem Bäslein zu, und Grethe bat den Vetter, sich auf seinen Arm stützen zu dürfen. „Glaubt mir's oder nicht", sagte sie, „ich bin so müde, daß ich alle Augenblicke niederzusinken fürchte, die Kniee brechen mir ein."

„Kann mir's denken, Grethe", gab er zur Antwort. „Ihr Weiber seid es ja doch nicht gewohnt, so lang außer dem Bett zu bleiben."

„Und eine Nacht wie diese", seufzte sie. „Mein Herz klopft, als wollt' es zerspringen. Wie das Alles so schnell gekommen ist .... Gestern zwar war mir's so selbstverständlich, aber heute könnt ich mich wieder fürchten. Mir zieht es die Brust zusammen, als wollt' mir der Athem ausgehen."

„Sag', Grethe, hast Du ihn denn gar so lieb?"

„O Vetter, stückweise könnt' ich mein Leben für ihn geben."

„Red' nicht so laut, wir sind ja nicht allein."

„Was gehen mich die Leute an", rief sie und hob das Köpfchen, als hätte sie wieder Kraft gewonnen, „und wenn sie mich Alle deshalb schelten, ich sag' es ihnen in's Gesicht, daß ich ihn lieb habe. Lacht und spottet über die Sonnenbräuergrethe, weil

ihr's ein Lieutenant angethan hat, der stolzen. Er war mein, Vetter, und alle Welt darf es wissen, ich habe mich seiner nicht zu schämen. Er hat mich vor ihren Augen an seinem Arm geführt und hat mich geküßt, daß sie es Alle sehen konnten... Was noch, Vetter? Was brauch ich noch mehr?"

„Und wie Ihr im Zielerhüttchen saßt, Grethe" schaltete der Schuster ein.

Es überflog sie roth, ehe sie antwortete. Dann sprach sie: „Wißt Ihr davon, nun, dann wißt Ihr auch Alles. Scheltet mich nur!"

„Ich hab' Euch nicht aus den Augen gelassen. Ihr gingt am Staatsanwalt vorbei, der Euch zuerst lang nachsah und später Euch auch nachging. Weil ich Mitleid mit Dir hatte, bin ich hinter ihm drein gegangen und hab' ihm den Vorsprung abgewonnen und so hat sich so Manches zugetragen. Ich durfte Euch doch nicht von ihm überraschen lassen? . . ."

„Dank dafür, Vetter. Er hat mir früher schon unehrbare Zumuthungen gemacht und verfolgt mich überall. Also trug er die Schuld, daß ich . . . ." sie vollendete den Satz nicht. „Nein, nein, was das Herz in seiner Liebe thut, ist keine Sünde", fuhr sie dann eifrig fort. „Je größer die Liebe, desto edler, desto besser sind wir. Ihr Glück ist ja, sich hingeben zu dürfen, ganz und gar dem Geliebten sich zu geben. Nein, Vetter, es ist keine Sünde, was uns so glücklich machen kann, und wär' es selber

Sünde, ich thät's noch einmal, wenn er wieder so vor mir kniete und mit den guten Augen mich ansäh' und so herzlich lieb mich bäte: „Grethe, morgen muß ich fort! — Komm', was da kommen mag, ich bin stark genug, Alles zu ertragen . . . .“

So waren sie am Gasthaus des Sonnenbräuers angelangt, und Grethe schickte sich an, ihren Begleiter zu verlassen.

„Behüt Dich Gott, Base“, redete er ihr noch zu, „und wenn Du einmal gar nimmer weißt, zu wem Du kommen sollst, dann denk an mich und klag' mir Dein Leid. Vielleicht finden wir mitsammen, was Recht ist. Gelt!“

„Ich versprech Euch's Vetter.“ Sie gab ihm die Hand und ging in's Haus.

Dort suchte sie ihr Zimmerchen auf und verriegelte die Thüre hinter sich. Dann setzte sie sich auf ihr Bett und legte die Hände auf den Schooß. „Ja wohl“, sprach sie vor sich hin, „ich bin stark genug, Du Lieber, Lieber! — Es kann kein Verbrechen sein, wenn Zweie sich lieben. Und Dir, der Du jetzt durch's Land fährst und morgen vielleicht schon in Sturm und Regen auf dem durchnäßten Boden liegst, Dir wird die Erinnerung alle Entbehrungen versüßen. Er wird glücklich sein, weil er im letzten Augenblicke noch mich fand. Er sagte mir's ja, und ich glaub' ihm. Wem anders soll ich denn glauben! Da haben sie gestern von Opfermuth

und Patriotismus gesprochen. Jene Frauen geben dem Vaterland ihre Söhne, ihre Männer dahin, ich habe nichts Anderes seinem Helden zu verschenken gehabt als mich selber.

Dann legte sie Hut und Ueberwurf ab, blieb eine Weile noch so sitzen, ihren Gedanken nachhängend, die sie immer und immer wieder zu ihm hinführten, und endlich forderte die Natur ihre Rechte, und sie schlief ein. Man mußte sie um die Mittagszeit aus dem Schlummer wecken.

Nach wie vor schaltete sie im Besitzthum des Vaters. Sie war nicht freundlicher gegen die Gäste, nur dann verweilte sie länger als stumme Zuhörerin, wenn Briefe aus dem Feldlager kamen und allgemein mitgetheilt wurden. Auch sie erhielt ihre Briefe regelmäßig und in reichlicher Zahl. So oft der Postbote eintrat, blitzte ihr Auge auf, dann eilte sie fort mit dem kostbaren Gut und kam erst spät wieder zurück, wenn sie ihrer Stimmung wieder Herrin geworden war. Sie wollte sich's nicht merken lassen, daß sie so oft aus Freude weinte.

Natürlich konnte in der Kleinstadt ihr Verhältniß kein Geheimniß bleiben. Aber allen Anspielungen, und es wurden namentlich im Anfange nicht immer die zartesten gemacht, setzte sie ein beharrliches Schweigen entgegen, und einen jungen Buchbindermeister, der sie mit spöttischem Ernste Frau Lieutenant begrüßte, wies sie mit einem einzigen Blick ihrer

Augen zurecht. Schließlich verzichteten die Gäste ihres Vaters darauf, sich länger mit dem Sonderling, wie man sie hieß, abzugeben ....

Bei Weißenburg und Wörth war Richard mit seinen Jägern, wie gesagt, noch nicht im Feuer gestanden. Die Arbeit dort hatten andere Truppentheile vollbracht, und das verdroß den thatendurstigen Mann. So schrieb er an Grethe, die ihm antwortete: „Ich begreife Deine Ungeduld. Von Euch da draußen will es Einer dem Andern zuvor thun, und Du namentlich siehst mit Neid auf die bevorzugten Kameraden, die schon mit dem Feinde handgemein waren. Als ob auch für Dich nicht der Augenblick kommen würde, der vielleicht für mich der Quell endlosen Jammers sein wird ..“

Er schrieb immer toll, immer übermüthig, immer überglücklich. „Du, kleine Frau, Du willst Dich für mich fürchten? Weißt Du nicht, was ich Dir sagte damals in der seligen Julinacht? Die beste Schirm und Wehr des Helden ist ein glückliches Herz. Das meiden Bajonette und Kugeln, ein Feuer geht von ihm aus, vor dessen Glanz die Feinde weichen. Ich jage in Deinem Namen, Margarethe, die Franzosen; Du bist mein Feldgeschrei ..... Und im langweiligen Bivouak roll' ich mich in meinen Mantel und schau' in den Flackerschein des Lagerfeuers. Das feuchte Holz qualmt nnd raucht und beizt mir die Augen. Thut nichts; der Rauch formt sich und

gewinnt Hand und Fuß, je höher er in die Luft steigt, und riesengroß, nebelhaft schwebt vor mir Deine liebe Gestalt; zwei Sterne stellen Deine Augen vor. So schlaf' ich ein, der Bediente rückt mir seinen Tornister unter den Kopf, ich träume von Dir ..."

Und sie: „Mich freut Deine sichere Hoffnung. Aber doch bitt' ich, sei nicht zu tollkühn, denk' an mich! Wir haben die Rollen getauscht, so scheint es. Du, der Du jeden Tag dem Tod in's Antlitz schaust, Du lachst ihn aus, und ich, die ich nur glücklich sein sollte, ich bebe vor ihm, für Dich. Mir ist so eigen zu Muth. Mein Gesicht brennt mich, als ob ich Fieber hätte, und so müde, so entsetzlich müde bin ich."

Der August schritt seiner Mitte zu, die drei Schlachten um Metz wurden geschlagen, drei Tage lang rangen die Deutschen mit Bazaine, der verzweifelnd alle Mittel versuchte, aus ihrer eisernen Umklammerung loszukommen. Nach drei Seiten wollte er Luft schöpfen, von drei Seiten wurde er zurückgeworfen. An 50,000 Franzosen lagen auf der Wahlstatt, als am Abend des dritten Sieges Victoria geblasen wurde, und wir sahen mit Schaudern über die Felder. Die Gewässer der Bäche gingen roth vom Blute der Erschlagenen. So viel Jugend und Kraft lag todt und zerschmettert auf der kugeldurchfurchten Erde.

Und unaufhaltsam ging es vorwärts. Zwei

deutsche Heere blieben vor Metz liegen, zwischen dessen Mauern und Vorwerke die besiegte französische Rheinarmee sich geflüchtet hatte. Mein Gott, sie hieß noch Rheinarmee; aber sie hatte den Strom, nach dem sie sich prahlerisch nannte, nie gesehen. — Frankreich rief seine letzten Regimenter auf zu ihrem Entsatz. Der bei Wörth geschlagene Feldherr führte sie, den Kaiser in seinem Lager. Ihm entgegenzuziehen war die Aufgabe der deutschen Südarmee, die, während bei Metz gekämpft wurde, die Vogesen überschritten hatte und gegen die Hauptstadt des Feindes marschirte. Sie schwenkte rechts und bald folgte sie den Fußstapfen Mac-Mahons. Noch rollte der Sand, den der Fuß der letzten Franzosen berührt hatte, und schon traten ihn die Hufe der deutschen Rosse.

Bei Buzancy stießen die Spitzen auf einander, die Chasseurs entflohen vor den Sachsen. Drei Tage später wurde bei Beaumont gekämpft und heute an den Ufern der Maas, während rechts und links die beiden Flügel der Deutschen wie Riesenarme sich ausdehnten, Griff um Griff vorwärts tastend, um im entscheidenen Augenblicke den Gegner um den Leib zu fassen und ihn athemlos zu pressen.

Der Abend kam, der Abend des letzten August. Die Truppen bivouakirten auf dem Schlachtfelde, jede Abtheilung in den Stellungen für den kommenden Tag, der die Entscheidung bringen sollte. Die

Jäger Richards bezogen ihre Posten, sie kamen in's Vordertreffen.

Im Vormarsch erhielten sie ein Bündel Briefe, Richard die seinen. Grethe schrieb: „Ich habe mir's lang und breit überlegt, ob ich die nachstehenden Zeilen Dir überhaupt schreiben soll. Was mich endlich dazu bewog, war der Gedanke, wie glücklich ich, wenn meine Hoffnung sich bewahrheitet, dadurch sein werde, und der Glaube, daß auch Du mein Glück theilen wirst. Ich halte Dich für besser, als die Anderen Deines Geschlechts. Und ich denke nicht, daß mein Glaube getäuscht wird. Lach' über mich, Richard, daß ich so thöricht bin, aber wenn ich darüber nachdenke, so glaub' ich, etwas erwarten zu dürfen, das eigentlich nur in Familien vorkommen soll, die durch den Segen der Kirche verbunden sind. Mehr kann ich Dir noch nicht mittheilen, einzig — Befürchtungen würden es Andere nennen, Hoffnungen heiße ich sie. So bin ich denn ganz an Dich gebunden, für alle Ewigkeit, wenn mir der Himmel, worum ich bitte, das geträumte Glück schenkt und mir dann das Kind am Leben läßt. Und es soll ein Knabe sein mit Deinen Augen, der mich zu allen Stunden an Dich erinnert. Nicht wahr, Du freust Dich mit mir? Doch, Richard, glaube nur nicht, daß Du wegen des Kindes anders mir verpflichtet, fester an mich gebunden seist! Dich sollen, wenn Du in Ehren und Würden aus

dem Kriege heimkommst, Dein Mädchen und Dein Kind nicht an einer glänzenden Zukunft hindern. Gewiß würd' ich es nicht dulden, daß Du meinethalben Deine Carriere aufgäbst. Ich und mein Kind verhungern nicht in der Welt. Nein, bleibe in Deiner bevorzugten Stellung und lass' mir mein einsames Glück. Ich werde Dir neidlos zusehen und mir, wenn wir uns begegnen, nur sagen: Ich war ja einmal glücklich mit ihm und bin es ewig in dieser Erinnerung. Unser Kind soll Dir nicht im Wege stehen, aber Du mußt auch jetzt schon freundlich an das Wesen unter meinem Herzen denken. Und dann wieder, wenn Dich am Ende doch eine Kugel träfe! Ich meine, es stirbt sich viel leichter mit dem Bewußtsein, sein Fleisch und Blut zu hinterlassen. O Richard, wie will ich dann ganz in der Pflege Deines Kindes aufgehen und ihm täglich vorerzählen, welch' ein Held sein Vater gewesen! Aber thu' dem Kind die Liebe und geh' nicht allzu sehr, zu unvorsichtig vorwärts! Laß Dich von Deiner Tollkühnheit nicht verführen, denk' an Dein Weib zu Hause, und wie sie sich auf den Augenblick freut, da Du siegreich heimkehrst, und sie Dein Kind Dir in die Arme legen kann. Nur so lange, daß Du es betrachten kannst, wie ähnlich es Dir ward. Dann magst Du wieder von mir fortgehen . . ."

Und so schrieb sie fort; unendlich süßes Geplauder, wie es ein tollverliebtes Herz nur dem

Papier anvertraut, Angst und Furcht und wieder Liebe, volle, ächte Liebe. Richard schalt auf den beizenden Rauch des Feuers, in dessen unmittelbare Nähe er den Brief halten mußte, um ihn schnell genug lesen zu können. Er mußte an sich pressen, was er nicht laut hinausjauchzte. „So bin ich doch nicht ganz vergessen, wenn ich falle," sprach es dann in ihm und er drückte die lieben Zeilen an sein Herz, unter dem Mantel, ehe er sie in die Brusttasche schob; die Soldaten brauchten ihm seine Stimmung nicht anzumerken — „mich wird ein Kind überleben, ein Kind, beseligender Gedanke!"

Dann riß er aus seiner Brieftasche einige Blätter und schrieb mit Bleistift auf seinen Knieen. Zuerst an Joseph. „Herzbruder! Morgen früh Schlacht. Wir kommen zum Handkuß; wer weiß, wie es gehen wird. Für alle Fälle ist hier mein Testament. Erbin meines kleinen Vermögens ist Grethe und ihr künftiges Kind. Das ist mein letzter Wille, den Du heilig halten wirst. Ich binde Dir mein Weib und mein Kind auf die Seele, und wenn Du im Leben Stücke auf mich gehalten hast, so ehre in ihnen mein Andenken. Leb' wohl! Gruß und Handschlag!"

Und ebenso an Grethe. „Mein süßes Weib! Als sollt' ich sterben, ist mir zu Muth, und vor meinem Tode häuft sich mir alles Menschenglück. Kind, Kind, Du hast mir meinen ganzen frohen Sinn genommen. Wie wär' ich morgen so freudig

in's Treffen gegangen ohne Deine Botschaft. Ich wußte, der Tod konnte mir nicht an; aber jetzt fürchte ich ihn, denn das höchste Glück steht mir erst bevor, im Antlitz unseres Kindes Deine und meine Züge vereint wiederzufinden. Ich fürchte den Tod, wenn er mich jetzt trifft; denn dann sterbe ich ohne dieses Glück. Halte Dich, Du Liebe! Schone Deine Gesundheit! Gehe zu meinem Bruder, wenn Du der Leute halber nicht zu Hause bleiben willst! Ich habe ihm geschrieben, und er wird Dich nicht verlassen, wenn Deine Stunde kommt, und ich bis dorthin noch nicht heimgekehrt bin. Lieber Schatz, morgen Abend kommen wir wohl in's Quartier. Wir müssen es freilich vorerst erobern. Bis jetzt haben die Franzosen die Dörfer vor uns noch besetzt. Dann schreib' ich alles Weitere. Für heut' küß' ich Dich noch zur guten Nacht. Leb wohl!"

Er faltete die beiden Briefe und legte sie in Couverts, wie deren die meisten Offiziere fertig und beschrieben mit sich führten. Es war so leichter möglich, mitten im Marsch und vom Bivouak flüchtige Zeilen nach der Heimath zu entsenden. Dann gab er sie mit den nöthigen Aufträgen dem Diener, hüllte sich fester in den weiten Mantel und schlief, die Cigarre im Munde, ein. Sie glimmte noch, als er längst schon von Weib und Kind träumte. Eben fällt sie ihm aus den Lippen, als sie sich öffneten zu einem Lächeln, das sein ganzes Gesicht

verklärt. Er wacht auf; „wie schön das war", spricht er, langt schlaftrunken wieder nach der Cigarre, dreht sich um und schlummert weiter.

Kaum dämmerte der erste September, da riefen im Umkreis um Sedan die Trompeten die Hunderttausende von Schläfern zur Blutarbeit empor. Es galt den Feind zu halten, fest ihn zu halten, daß er nicht entwische, daß die letzten Glieder der Kette ihm um den Leib gelegt werden konnten. Noch im Grau der Dämmerung wurde um den Besitz des Dorfes Bazeilles gekämpft. In seinen Straßen wogte die Schlacht.

Die Baiern hatten hier ihre Stellung, und bis über den Mittag hinaus dauerte das Morden. Fünfmal war das Dorf in den Händen der Deutschen, viermal nahmen es die Franzosen wieder, das fünfte Mal blieb es in unserm Besitz. Und mit welcher Erbitterung, mit welcher Grausamkeit wurde hier geschlachtet! Jedes Haus war zur Festung geworden; die Büchse des fallenden Soldaten nahm der Bauer in die Hand, aus der Hand des Bauern ergriff sie sein Weib, um den Tod unter die Stürmenden und in den Rücken der Vorbeigestürmten zu senden. Die Verwundeten am Boden wurden erschlagen, und Kinder zogen die zuckenden Leiber Halbtodter in die brennenden Häuser, wo die Flammen sie verkohlten. Das menschliche Elend in seiner gräßlichsten Gestalt feierte hier Orgien. Die Granaten heulten über

dem unglücklichen Dorfe und platzten zischend, die Kugeln der Gegner fegten pfeifend durch die Gassen, das wilde Gebrüll der Kämpfenden drang zum Himmel, der Todesschrei der Getroffenen, das Gestöhn der Verwundeten, über deren Leiber hinweg das Gemetzel hin und wieder raste, das Kreischen der Weiber, Geheul der Einwohner; alle Leidenschaften waren losgelassen, das Menschliche verbannt, und das Thier siegte. Mit den Zähnen verbissen sich die Ringenden in einander, und der Verwundete, dem das Bajonett entfallen war, griff nach dem Pflastersteine, den eine Granate neben ihm aufgewühlt hatte, kroch an die Wand der Häuser und zerschmetterte damit den Schädel des dort liegenden, winselnden Jägers. Ach, es hätte des entsetzlichen Mordes nicht bedurft, aus der Brust des Unglücklichen quoll ohnehin ein breiter Blutstrom; eine Kugel hatte ihn beim letzten Sturm schon in's Leben getroffen.

Am verbissensten kämpften und am scheußlichsten hausten die französischen Marinesoldaten. Sie waren von den Kriegsschiffen und aus den Seehäfen hierher geführt worden als die letzte Stütze des zusammenbrechenden Kaiserreichs. Und seltsam, so Viele von ihnen, jener Oberst dort, der eben stürmt, sagt, die Meisten sind Deutsche, deutsche Elsässer. Wo sie vorgingen, über die Leiber der Verwundeten weg, deren am Leben gebliebene Kameraden dem

Anprall einige Augenblicke wichen, da schossen und stachen sie die am Boden wehrlos, kampfunfähig Liegenden noch vollends zu Tod'. Die Erbitterung des Gefechtes hatte ihren Gipfelpunkt erreicht, es brauchte aller Kraftanstrengung von Seite der baierischen Offiziere, ihre Leute zusammenzuhalten, daß sie noch Pardon gaben. Wo ein Gefangener zurückgeführt wurde, da führten ihn seine Ankläger; hinter der Front der Kämpfenden wurde Gericht über ihn gehalten, und während, kaum einen Büchsenschuß abwärts die Straße, die Gegner sich ineinander verbissen, krachten im Hintergrunde die Büchsen bei den Füsilladen der gefangenen Mörder.

Dort bringen sie einen mit Stricken gebundenen, riesigen Burschen zu dem Commandirenden. „Er hat einen Verwundetenträger zusammengeschossen", klagte ihn der begleitende Soldat an, „und zwei von meiner Compagnie, die am Boden lagen, niedergestochen . . ."

„Kannst Du es beschwören", fragte ihn der Oberst . . ."

„Ja Herr Oberst", antwortete der Soldat, „wir haben es Alle gesehen."

„Mensch, Du bist ein Mörder und kein Soldat", rief der Offizier den Gefesselten an. Der lachte ihm in's Gesicht. „Weißt Du nicht, daß der Verwundete am Boden heilig ist? Er kann Dir nichts mehr anhaben", fuhr er fort.

„Wenn Ihr so dumm seid“, höhnte der Marinesoldat, „wir sind es nicht . . .“

„So führen Strauchdiebe und Mörder den Krieg“, rief entrüstet der Oberst.

„Was soll’s mit mir?“ sprach der Gefangene wieder. „Macht weiter . . .“

„Du hast Dein Leben verwirkt. Sag’ Dein Gebet, Du mußt sterben“, und der Oberst sah ihm tiefernst in’s Gesicht. „Du bist ein Deutscher . . .“

„Ich bin ein Franzose, à bas les Prussiens!“ schrie er, aber Alles in elsässischem Deutsch bis auf die letzten Worte. Die zwei Soldaten rüttelten ihn derb, und er stieß mit den Schultern nach ihnen. „Ich entlauf’ Euch nicht“, murrte er.

„Wenn Du auch ein Schurke bist“, sagte der Officier, „Du bist wenigstens ein Tapferer, und ich will Dir eine Gnade gewähren. Bitte Dir aus . . .“

„Gut“, erwiderte der Gefangene, und ein Blitz zuckte aus seinen Augen, „laßt mich ohne Fesseln sterben und mich selber commandiren.“

„Es sei“, befahl der Oberst und wandte sich um. „Vorwärts mit ihm!“

Ein Schnitt mit dem Messer, seine Stricke fielen. Mit einem Sprung stand der Marinesoldat hochaufgerichtet an der Mauer der nächsten Häuser, er riß sich mit beiden Händen das Wollhemd von der Brust und, sie freibietend, schrie er laut aus: „Vive la France! Gebt Feuer, ihr Hunde!“ — drei

Schüsse krachten, und, das Haupt zerschossen, die Brust durchbohrt, stürzte er vornüber zur Erde.

„Ich habe mich halten müssen, dem schneidigen Burschen nicht doch Pardon zu geben", erzählte später der Oberst. „Aber wir durften ihre Gräuel nicht ungestraft vorübergehen lassen, unsrer eigenen Leute willen. Ich habe keinen Gefangenen zurückgeschickt an jenem Morgen; sämmtlich mußt' ich sie füsiliren lassen, denn alle waren des Mordes an Verwundeten überwiesen. Entsetzlich!"

Lange Stunden währte das Schlachten. Immer wieder zogen neue feindliche Schaaren gegen das Dorf, gerade hier schien es, wollten die Franzosen den Durchbruch durch die deutsche Umkettung erzwingen. Jägersignale ertönen; zum dritten Mal geht das Bataillon im Sturm vor. Schon ist der Oberstlieutenant vom Pferde geschossen und nach dem Verbandplatz getragen, zwei Offiziere liegen todt in den Straßen, ein Hauptmann sammelt die Compagnien zum letzten, entscheidenden Schlag. Im Sturmschritt geht es die breite Straße zwischen brennenden Häusern vor, gegen die Barrikade an ihrem Ende, von der herab in unaufhörlichem Knattern die Chassepot's Schnellfeuer geben. Den Hauptmann an der Spitze stürmen die Jäger.

In das Geschmetter ihrer Hörner tönen aus der Seitenstraße die dumpfen Klänge der Trommel. Auch von dorther kommt ein Regiment, an seiner

Spitze, den Säbel in der Faust, marschirt ein General, ein grauköpfiger Alter. Das Pferd war ihm unter'm Leibe erschossen worden, so lauft er seinen Soldaten voran. Wo die Straßen in einander münden, begegnen sich die Sturmcolonnen; der General sieht den Hauptmann, der Vater erkennt seinen Sohn, zu einander eilen die Beiden, und, Arm in Arm voran den Ihrigen, wenden sich Vater und Sohn gegen die Barrikade . . .

Wer kann da zurückbleiben! Jauchzen geht durch die stürmende Schaar, und die Fahne des Siegers flattert vom letzten Bollwerk des Feindes. Die singenden Soldaten heben den greisen Führer auf ihre Schultern, und jetzt findet dieser Zeit, den Sohn zu küssen, und er spricht zu ihm mit überquellendem Herzen: „Hast Deine Sache brav gemacht, Karl; ich bin mit Dir zufrieden."

Die Feinde fliehen! — Sie fliehen von Bazeilles und Balan, sie fliehen von allen Seiten und drängen nach Sedan hinein, hinter die Mauern der Festung.

Aber mit den Fliehenden zugleich fallen auch die Granaten der deutschen Batterien in die vollgepferchten Straßen, gegenseitig morden sich schon die Flüchtigen, um nur Weg zu gewinnen, und erdrücken sich an den Wänden der Häuser. Wie ein einziger Schrei erschallt das Geschrei der Hunderttausende, wie Rollen eines einzigen Donners das Gebrüll der hundert und hundert Kanonen. Nirgend

Hülfe, nirgend Rettung! Das stolze Frankreich sinkt zu Boden und fleht um die Gnade des Siegers. Der Kaiser schickt einen Parlamentär. Die weiße Fahne erscheint auf den Wällen von Sedan . . .

Da schweigen die Geschütze und schweigt das Schlachtgeschrei der stürmenden Regimenter. Zu Athem kommen die Erhitzten, und die Aufathmenden schauen sich an, und aus aller Brust löst sich's los und kleidet sich in ein Gebet: „Herr Gott, Dich loben wir, wir haben gesiegt."

Sie wischen sich den Schweiß von der Stirne, und Nachbar lacht dem Nachbar zu, den er hier lebend findet . . . Ordonnanzen sprengen über's Feld; ein rother Husar reitet vorüber. „Kameraden", schreit er, „der Kaiser ist gefangen . . ." und „der Kaiser, der Kaiser gefangen", rufen sich die Abtheilungen zu, von Truppe zu Truppe wälzt sich das Wort, ein Hurrah geht durch die Reihen, ein Jubelschrei, die Musikkorps spielen; hier: Eine feste Burg ist unser Gott; dort ein: Herr Gott Dich loben wir; die eingeschlossenen Franzosen in Sedan schauern zusammen, sie fürchten einen neuen Sturm . . . Doch die hier außen denken nicht daran, sie umhalsen sich und küssen sich, sie singen und weinen, sie knien nieder und beten. Da sehen sie die Opfer dieses Tages, und die Freude löst sich in Wehmuth: Ach der und der, warum hat er's nicht erlebt! —

Und wie Viele haben die freudige Botschaft nicht

erlebt! — Wie viel Heldenblut hat es gekostet, bis jener Trompeter auf dem Hügel dort vom Hauptquartier sein Victoria hinausblasen konnte in den sinkenden Abend! Wie viel Schmerz und Jammer der Verwundeten waren die traurige Begleitung der Siegesmärsche und kriegerischen Melodien, die von allen Musikbanden erklangen! O, die Wacht am Rhein war treu gehalten, aber so viele seiner Wächter hat sie gekostet!

Und als nun die Nacht kam, und der Mond über das Blachfeld schien und auf die Leichenhügel, und hier sich's regte und dort, hier ein Arm sich krampfhaft bewegte, dort eine heisere Stimme nach Wasser rief, und die bleichen Gesichter alle noch bleicher erschienen im kalten Licht des Gestirns, da faßte wohl den Muthigsten ein Schauer an, und die tapferste Hand, die heut am Tage den Säbel geschwungen und die Büchse abgefeuert, fuhr sich über's Gesicht, die Thräne zu zerdrücken, die vom Auge in den staubigen Bart herniederrann. So oft die Ambulancen leer in das Dunkel hinausfuhren, sie kamen immer gefüllt zurück. Die Verwundetenträger reichten nicht aus; was vom Dienste frei war, eilte und trug nach den Verbandplätzen und suchte Linderung des entsetzlichen Elends zu schaffen.

Es ging gegen Mitternacht. Die ausgebrannten Mauern Bazeilles starrten kahl und öde, aus dem Schutthaufen stieg, sich kräuselnd, der Rauch gen Himmel.

Hier lagern unsre Jäger, deren letzte Anstrengung das Dorf gewinnen half. Sie haben die Leichen der Franzosen zur Seite getragen, und ihre Todten in einen Halbkreis gelegt.

In Mitten des Halbkreises schlummern die gefallenen Officiere, drei an der Zahl, zwei Hauptleute und Richard Bürklein. Eine Granate war beim letzten Sturm neben ihm geplatzt und die Schraube am Zünder ihm durch beide Schläfen gefahren. Lautlos und schmerzlos war er zusammengesunken; als man ihn aufhob, lag im Blutbett seines Hauptes das kleine Stück Eisen. Einer seiner Kameraden nahm es zu sich.

Vor den Leichen stehen die Kameraden, und die treuen Soldaten stellen Kerzen um die Todten und zünden sie an. Dabei wachen sie, bis sie mit dem kommenden Tage ihnen das gemeinschaftliche Grab graben und die Helden trauernd bestatten.

Das war eine trübe Musik, die dabei erklang.

V.

Vom Schlachtfelde zu Sedan pflanzte sich der Jubelruf: der Kaiser ist gefangen! durch alle deutschen Lande. Den Krieg selbst hielten Manche nach dieser Botschaft für beendet. Aber nur zu bald mischten sich in den Jubel der Begeisterung die Klagen jener armen Wittwen und Waisen, deren Gatten und Väter mit ihrem Leben die Freudenbotschaft ermöglicht hatten. Es bedurfte allen Hinblicks auf die heilige Sache, für die sein Blut geflossen war, um die Mutter, den Vater über den Verlust des Sohnes zu trösten; was galt dem Weib im Augenblick der Trauerkunde der Streit der Könige, das Ringen der Völker; was verstand das Kind auf den Knieen der schluchzenden Mutter von den landläufigen Begriffen der Ehre, der Schande; sein Köpfchen wurde durchnäßt von ihren Thränen, und als die Arme endlich zu Boden sank und wohlthätige Ohnmacht ihre Sinne umzog, da schrie das kleine Geschöpf erst hell auf in unverstandenem Schmerz .... Von den Firsten herab flatterten die Fahnen; in ihren frischen Farben fielen

die Sonnenstrahlen in's Zimmer des Schmerzes, und die Klänge der städtischen Musik, die in der breiten Straße auf- und abzog, ihre Weisen spielend, übertönten das Schluchzen der Jammernden.

O, Siegesjubel! In den Gasthäusern endloser Lärm: wer am meisten trinkt, gilt als der deutscheste Patriot. „Elsaß und Lothringen muß unser werden", schrie der Staatsanwalt beim Champagner, „sonst bin ich blamirt; ich habe schon eine ganze Hypothek darauf vertrunken!" — O, Siegesjammer, Du hältst dem Jubel die Wage. Es ist nur gut, daß die Briefe mit den traurigen Nachrichten, den entsetzlichen Einzelheiten später erst nachhinken; der bevorzugte Telegraph verkündet nur die Freude der staunenden Welt.

Grethe wußte es nun, daß Richard gefallen war. Es stand auf der Correspondenzkarte eines Kameraden. Auch war ihr der für den Abend nach der Schlacht versprochene Brief zu lange ausgeblieben, und dann hatte die erste Verlustliste officiell den Tod des jungen Officiers bestätigt.

Der Schuster war sofort zu ihr geeilt. Aber als er in das Gastzimmer eintrat und das leichenblasse Gesicht sah, die wankende Gestalt, da wußte er, daß sie von ihrem Unglück schon unterrichtet war. „Warum gehst Du nicht auf Dein Zimmer?" fragte er sie zur Begrüßung und drückte warm ihre Hand.

„Was soll ich oben?" antwortete sie tonlos.

„Nun nun, Du wirst oben eher Ruhe finden.“

„Ich bin ruhig“, sagte sie, aber den krampfhaften Bewegungen ihrer Brust sah man es an, wie sehr sie sich selber belügen wollte. Suchte doch ihre eine Hand unwillkürlich die Lehne des zunächststehenden Stuhles, um sich darauf zu stützen.

„Und das Zimmer ist gerade heute so voll“, bemerkte der Vetter um sich blickend.

„Ja, die Leute sind so entsetzlich mitleidig“, erwiderte sie und versuchte ein Lächeln zu Stande zu bringen, doch mißlang der Versuch. „Das sieht mich Alles mit so eigenen Augen an, als wollte es mir sagen: „Ich weiß schon, wer Dir gestorben ist. Verstell Dich nur, ich weiß Alles . . .“ Und Leute kommen, um mir das stumm zu sagen, die sich das ganze Jahr kaum bei uns sehen ließen . . .“

„Du mußt es ihnen nicht so übel nehmen; sie meinen es gut mit Dir.“

„Und so weh thut ihre Güte!

„Komm Grethe, dort ist ein Platz frei, setze Dich zu mir und ruh' ein wenig aus. Der Joseph hat geschrieben.“

„Joseph? . . . Dir?“

„Ja“ — sie saßen in einer Ecke des Gastzimmers an einem leer gebliebenen Tisch, an dem sie ungestört plaudern konnten — „er schrieb mir, ich solle Dich vorbereiten auf die Trauernachricht, aber ich bin schon zu spät gekommen, wie ich sehe.“

„Ich weiß Alles! O mein Gott!“

„Richard hat ihm am Tage vor seinem Tode geschrieben.“

„Wie mir“, — schaltete sie ein.

„Und hat ihm Aufträge für den Fall seines Todes gegeben, die Dich betreffen.“

„Wie liebevoll der Arme war!“

„Er hat ihm auch noch eine andere Mittheilung gemacht . . .“

„Ich versteh' Euch Vetter“, sprach sie, und nun rannen ihre Thränen herab, — „Joseph meint mein Kind. Das werd' ich gebären und kann es seinem Vater nicht in die Arme legen; er ist ja todt“, seufzte sie.

Der Schuster setzte das Gespräch nicht fort. „Wein' Dich aus, Base“, sagte er nur mehr.

„Ja, wenn ich so recht wie Andere weinen könnte“, gab sie zur Antwort. „Aber ich will wenigstens gehen, ich denke, die Einsamkeit soll mir wohl thun. Gute Nacht, Vetter!“

„Gute Nacht, Grethe!“ —

Ein andermal wieder redete er ihr zu: „Das arme Kind dauert mich. Wenn es besser nicht geboren würde!“

„Vetter, Ihr schwatzt Unsinn“, erwiderte sie ihm darauf. „Das ist ja das Einzige, was mich tröstet. Ohne mein Kind, Ihr könnt mir's glauben, wär' ich im ersten Schmerz der Donau zugegangen.

So aber — hab' ich mein Theuerstes verloren, und mir wird wieder ein Theuerstes. — Nein, mein Kind gerade hält mich noch am Leben. Meint Ihr wegen der Schande? Es giebt mehr Jungfernkinder, und mein Loos theilen Viele. Dem Kinde sieht man es auch nicht an, daß sein Vater vor der Hochzeit gestorben ist. Und wenn auch, ich will es so erziehen, daß es mir daraus einmal keinen Vorwurf machen wird. Ich will ihm sagen, was die Welt unter Schande versteht, und was wirklich Schande ist; ich hoffe, daß es dann sich nicht für die wahre Schande entscheidet. Selbst wenn ich rückgängig machen könnte, Vetter, was geschehen ist, ich wollt' es nicht — ich würd' es nicht thun."

„Was wird Dein Vater dazu sagen?"

„Er hat nichts dazu gesagt. Ich hab ihm Alles gebeichtet, und er hat dazu nur mit dem Kopf genickt und mir dann die Hand gegeben. Er versteht mich eben. Und was der Pfarrer sagt und die Verwandtschaft, laßt sie schwatzen. Der Tag ist lang, und er wäre langweilig, wenn die Sprache nicht erfunden wäre. Ich bin keinem Menschen Verantwortung schuldig, ich trag Alles allein und bin so verstockt, auch noch stolz auf meine Sünden zu sein. Schlagt ein Kreuz, Vetter, und verdammt mich auch Ihr. — Warum wollen die Menschen nicht das Einfache einfach hinnehmen! —"

So lebte sie einige Monate. In regem Briefwechsel mit Joseph, zurückgezogen fast von allem Verkehr, auch im Gastzimmer war sie eine seltene Erscheinung, nur den Schuster suchte sie häufig, fast allabendlich heim. Richards Hinterlassenschaft hatte sie an den Bruder gesandt, mit kleinen Erinnerungen an ihn ihr eigenes Zimmer geschmückt. „Die beste Erinnerung — sagte sie sich dabei — hält ja doch einzig Dein Herz." Richards Leiche ließ der Bruder kommen und sie auf dem Johanneskirchhof der Vaterstadt im Grab der Eltern beisetzen. Grethe mit dem Vetter waren zur Trauerfeier gereist.

Da dies geschah, war es gerade der vierte Monat seit dem Abmarsch der Jäger. Joseph erwartete die Schwägerin am Bahnhof. Als sie ihn erblickte, drohte sie zusammenzubrechen; die Stunden vergangenen Glücks, deren Zeuge zum Theil der Kaufmann gewesen, gewannen zu plötzlich Gestalt und preßten ihr Herz zusammen.

Joseph fing die Trauernde in seinen Armen auf und küßte sie auf die Stirn: „Du Arme", sprach er. „Du ganz Arme! Aber wir Beide wollen jetzt zusammenhalten."

„Ist der Sarg schon hier?" fragte sie.

„Er ist im Leichenhause."

„Und darf ich ihn sehen? Nicht wahr, Du läßt ihn öffnen? Gewiß, ich scheue mich nicht vor

Wunden und Verwesung. Nur einmal noch seine Züge, seine entstellten Züge erblicken . . ."

Joseph winkte einem Wagen, um mit den beiden Ankömmlingen heimzufahren. „Es geht nicht, Grethe", sagte er, als er zuletzt ebenfalls einstieg. „Die Särge, in denen er ruht, sind verschraubt und versiegelt; es ist streng verboten! Ist auch besser so, Schwägerin. Wir kennen ihn ja Beide in der Blüthe seines Lebens, in seiner vollen männlichen Schönheit. Wollen wir ihn so im Gedächtniß lebendig festhalten, nicht zerschmettert und in Verwesung."

Aber zum Sarge eilte sie. Der Vetter Schuster und Joseph blieben in einer Ecke des Leichensaals beisammenstehen, während sie davor kniete. „Base komm'", redete ihr endlich der Vetter zu; „nimm meinen Arm", bat Joseph, „es wird Abend . . ."

Tags darauf wurde die Leiche feierlich begraben. Lorbeer lag auf dem Sarge, und den Kranz schmückten die Farben des Vaterlandes. Die Ehrensalven dröhnten über der Gruft, und die halbe Stadt hatte den todten Helden zu Grabe geleitet.

„Das wäre geschehen", sprach Joseph und warf seinen Hut in eine Ecke des Zimmers, als er mit den beiden Andern von der traurigen Feierlichkeit heimgekehrt war. „Es fragt sich nun, was weiter."

„Ich denke, wir kehren heim, so bald als möglich", antwortete der Schuster. „Ich muß wohl

auch für Dich sprechen, Grethe", fügte er bei, „weil Du so stumm bist. Rede, so wird Dir leichter um's Herz."

„Ich habe keine Sehnsucht nach Hause", sprach sie, „mein Platz ist hier."

„Ja, Grethe", stimmte ihr Joseph zu, „Du sollst bei mir bleiben. Ich habe Richards Verlassenschaft angetreten, und das Liebste, Beste daraus bist Du. Was suchst Du zu Hause? Eure Gäste erhalten ja ohne Dich ihr Bier vorgesetzt, und Dein Vater hat noch andere Kinder. Wie ich Dich kenne, hältst Du es auch nicht lange aus zu Hause. Die Sehnsucht treibt Dich über kurz wieder hierher. Bleibst Du aber hier, so kannst Du sein Grab besuchen und die Erde darauf glätten und Blumen ihm pflanzen. Wenn Du ihn auch nicht mehr küssen kannst und ihm die Wangen streicheln, vielleicht fühlt er doch durch das Erdreich hindurch Deine liebe Hand, und dann soll das erste Lallen seines Kindes hier sein, wo er gelallt hat und groß gewachsen ist ... Der Teufel hol' es", setzte er, plötzlich wild werdend, hinzu, „daß der Hundsfott von einem Napoleon uns mit seinem dummen Krieg einen so dicken Strich durch die Rechnung gezogen hat. Könnten wir Alle so hübsch beisammen hier sitzen; da liegt die Hauptperson drunten im Grabe, so ein dummer Franzose hat sie vor den Kopf ge-

schossen! 's ist doch recht ärgerlich. Grethe, bleib hier, bleib bei mir! bei Richard. —"

„Ich will's Joseph; Ihr müßt allein nach Hause fahren, Vetter."

„So! Und die Leute, was werden die Leute dazu sagen?"

„Immer die Leute", fiel sie rasch ein. „Was geht uns der Leute Gerede bei unserm Thun und Treiben an. Da er gerade mich erwählte, hat Richard auch nicht bei aller Welt um ihre Einwilligung gefragt. Die Leute sollen schwatzen, ich verwehre es Keinem."

„Sei mir nicht böse, Grethe; Du weißt, ich mein' es gut mit Dir. Aber die Leute sind nun einmal schlimm, und wer mit ihnen leben will, muß sich nach ihnen richten. Sie werden es sehr sonderbar finden, daß ein junges Mädchen im Hause eines Junggesellen verweilt; und wenn dann das Kind kommt und sie hören es schreien . . . Die Welt denkt das Schlechte lieber als das Gute vom Mitmenschen, sie kann Dir das Pfarramt und die Polizei über den Hals schicken, und so wird Schimpf, was bisher noch keiner war. Sieh' Grethe, das bist Du selbst dem Schwager hier schuldig . . . Geh mit mir heim . . ."

„Ich wüßte noch einen Ausweg", nahm Joseph wieder das Wort, „der alle diese Besorgnisse beseitigen könnte . . ."

„Und ich könnte hier bleiben?“ fragte Grethe schnell. „Rede, Joseph!“

„Du könntest ja meine Frau werden, Grethe.“

Grethe stand auf. „Sie haben heute Deinen Bruder begraben, und heute noch machst Du seiner Wittwe diesen Antrag. Fürchte Dich doch, das Kind Deines Bruders zu beleidigen, das ich unterm Herzen trage . . .“

Auch der Schuster schüttelte den Kopf und stieß ein ungläubiges hm! hm! aus. Joseph faßte die Hand Grethe's und führte das Mädchen wieder auf seinen Stuhl zurück. „Ich wollte Dich nicht beleidigen“, redete er ihr zu, „ich habe gesprochen, was ich nach meiner Art zu denken für das Vernünftigste halte. Und ich habe mich dabei von keiner andern Rücksicht leiten lassen, als von der Liebe zu meinem Bruder und auch zu Dir. Das hab' ich Dir seiner Zeit schon gesagt: Hättest Du Dich nicht für meinen Bruder entschieden, so gab ich nicht Ruhe, bis Du meine Frau geworden wärst. Denn auch ich hatte Dich gern. Du warst so ein Blitzmädel, wie mir noch keins vorgekommen ist. Aber Du wolltest es anders, und daß es nun gekommen ist, wie es kam, ich kann's nicht ändern, und es ist mir so recht. So sind doch meinem armen Bruder die letzten Tage versüßt worden, und die Kugel hat ihn getroffen im Ueberschwang seines Glückes. Ich danke Dir dafür, Grethe.“

Sie stützte das Haupt in ihre Hand und sah still vor sich hin auf die Diele, als sähe sie den Verstorbenen dort knien, wie er damals kniete — dann aufblickend bat sie den Schwager: „Fahr weiter, Joseph!“ und Joseph sprach wieder:

„Richard hätte nicht erst Deinethalben mir am Abend vor seinem Tode zu schreiben gebraucht. Ich weiß, was ich ihm schuldig bin, und erfülle das in meinem Antrag. Ich will an seinen Hinterbliebenen die Schuld einlösen, mit der ihm seit seinem Tode das Vaterland verpfändet ist.“

„Wenn aber die Hinterbliebenen zu stolz sind, sich von Dir allein diese Schuld bezahlen zu lassen“, warf Grethe entgegen . . .

„Sie sind es nicht, Du darfst es nicht sein, Grethe“, antwortete Joseph. „Und Du bist es auch nicht um Deines Kindes willen, und weil es der Bruder Deines Geliebten ist, der zu Dir spricht. Du wirst auch mir die Freude nicht versagen, mein Theil der Schuld abtragen zu dürfen, weil ich mein Vaterland liebe, weil ich meinen Bruder liebe, weil ich für sein Kind sorgen möchte.“

„Als ob seine Mutter das versäumen würde! Nein, Schwager, so mit meinem Kind' allein, kann ich ihm all' mein Leben widmen. Ich kann ihm von seinem Vater erzählen, wie schön und wie gut er war, und will ihn stolz darauf machen, daß sein

Vater den Tod des Helden gestorben, stolz vor allen andern Kindern. Das kann nur ich, ich ganz allein."

„Stolz, Grethe. Ich glaube Dir's gern. Wie aber dann, wenn das Kind einmal die Inschrift auf seines Vaters Grabstein liest und Dich fragt: „Mutter, warum heißen Du und ich nicht, wie der Vater heißt? Alle andern Kinder heißen nach ihrem Vater." Wie dann Grethe . . .?"

„Wer will meinem Kinde wehren, Richards Namen zu tragen!" fuhr sie auf.

„Das Gesetz."

„Das Gesetz? Ist es nicht Richards Kind?"

„Das ist es. Aber unser geistreiches Gesetz straft am Kinde noch die Sünde, wie sie es heißen, der Aeltern. Richard ist todt; kein Mensch kann Dir gestatten, seinen Namen Deinem Kinde zu geben; die Gesetze verbieten es geradezu. Ich selber müßte bis zum Monarchen gehen und in den Zeitungen es ausposaunen lassen, wenn ich Dein Kind als meines annehmen und ihm den Namen geben wollte, der ja auch Richards Name ist."

„Das sind erbärmliche Gesetze", seufzte sie.

„Darum eben, Grethe, willige ein und werde mein Weib. Nicht mein Weib, wie es gewöhnlich heißt. Ich gebe Dir vor dem Gesetz und der Kirche den Namen meines Bruders. Ist er deßhalb schlechter, ist er nicht meines Bruders, weil meine Hand ihn Dir bietet, Grethe? — Nach der Hochzeit bist Du,

was Du mir jetzt bist, meine Schwägerin. Aber wenn dann Deine Stunde kommt, so heißt Dein Kind, wie Richards Kind heißen muß, und wir werden später über das Kirchenbuch lachen, weil es das Kind als mein Fleisch und Blut aufführt. Wohl ist es meines, nur in einem andern Sinne. Noch Eins, Grethe! Wenn das Kind geboren ist, bist Du so eifersüchtig, daß Du mir, dem Bruder seines Vaters, keinen Antheil daran gönnen willst. Gewiß nicht; wir werden es zusammen aufwachsen sehen und mitsammen, dem Gedächtniß Richards treu, es erziehen. — Auch kannst Du in Deiner schweren Stunde sterben, wer sorgt dann für das Kleine . . ."

„Ich ließ es wohl auch nicht verderben", schaltete hier der Schuster ein, der bisher als ein stummer Zuhörer am Tische gesessen hatte und die Lampe bald höher, bald tiefer schraubte.

Grethe dankte ihm mit einem freundlichen Blick für sein Anerbieten, und Joseph fuhr fort: „Das bin ich vom Vetter überzeugt, und dennoch würdest Du glauben können, ich ließe die arme Waise allein in Deinem Hause? Dann holte ich sie erst recht zu mir, als mein Kind, und es wäre wieder, als seist Du mein Weib gewesen, nur mit dem Unterschied, daß ich erst bei Herodes und Pilatus bitten und betteln müßte, um dem Kleinen meinen Namen geben zu dürfen. Das würde Nachbarschaft und Verwandte, die gefragt werden müßten, darauf auf-

merksam machen, und es wäre nicht so, als wenn Alles unbemerkt geschehen wäre."

„Und, Schwager", sprach jetzt Grethe, und heftete die grauen Augen fest auf Josephs Gesicht, „Du hast wirklich keinen Hintergedanken dabei . . ."

„So wahr mir Gott helfe, Grethe", Joseph erhob die Hand, „was ich thue, thue ich dem Andenken meines Bruders. Du sollst bei mir leben als meine Schwester"

„Und Du hoffst nicht auf die Schwachheit des Weibes? Du würdest umsonst hoffen, Joseph . . ."

„Ich hoffe nicht, nein!" —

„Ich bin müde", sprach sie plötzlich, „laß mich schlafen gehen!"

„Geh, Schwägerin", antwortete Joseph, „und beschlafe, was wir da gerade mit einander besprochen haben. Ich dringe nicht weiter mehr in Dich, ich will keinen Entscheid. Geh' Du mit dem Vetter, wenn Dir eine baldige Antwort zu schwer fällt, heim und sitz' dort mit Deinem Verstand zu Rathe. Geh auf alle Fälle heim und warte meiner; in ein paar Wochen komm' ich zu Dir und hol' mir die Antwort. Wie sie auch ausfallen mag, ich werde jede in Ehren halten. — Nun gute Nacht, hier hast Du Dein Licht; Dein Zimmer ist wohl warm genug geheizt, denn es ist heute empfindlich kalt — und gib mir Deine Hand, wenn Du mich für einen rechtschaffenen Menschen hältst."

„Das bist Du freilich, guter Joseph", sprach sie und gab ihm, ehe er sich erhob, die Hand.

Als sich die Thür hinter ihr geschlossen hatte, ging der Schuster auf den Kaufmann zu. „Und wenn Ihr mich darum auslacht, Herr Bürklein, ich muß es Euch doch sagen und könnt' Euch küssen dafür. Ihr seid ein braver Herr und verdient es, daß Ihr noch einmal im Leben recht glücklich werdet."

Lächelnd meinte Joseph auf die Thüre zum Gemach des Mädchens weisend: „Die da drinnen hat mein Glück in der Hand, sie brauchte nur ihre Finger auszustrecken . . ."

„Ihr habt sie gern?"

„Ei freilich! Was thut man nicht für seine Liebe . . ."

„Nun, mit der Zeit, Herr Bürklein, mit der Zeit wird Alles gut . . ."

„Da müßtet Ihr sie besser kennen, als ich, Vetter — ich nenn' Euch zum Voraus so. Wenn ich sie nicht als Frau haben kann, ich bin auch mit der Schwester zufrieden. Ich bin merkwürdig genügsam geworden, trotz meiner Jahre."

Der Schuster mit dem Mädchen reisten heim. Er redete ihr viel zu, das Anerbieten des Kaufmanns anzunehmen. „Was hast Du zu Hause?" meinte er. „Wenn der Vater stirbt, übernimmt eins Deiner Geschwister das Anwesen, und Du gehst so nebenher

mit Deinem Kinde, dahin geschoben und dorthin gestoßen, ein Stück Hausrath, das man nicht sonderlich gern hat, aber es doch nicht auf die Straße setzen will. Ich kenn' ja Deine Leute. Die rohe Gesellschaft im Gastzimmer taugt auch nicht für Dich und ist schon gar keine Luft, in der das Kind gedeihen kann . ."

„Ich kann ja fortziehen in eine Stadt, in der mich Niemand kennt, und dort arbeiten für mich und unser Kind. Ich will allein sein."

„Und wenn Du krank wirst oder stirbst?"

„Laß mich gehen, Vetter, es muß ja nicht gleich Alles so schlimm ausfallen . . ."

„Beim Joseph aber kannst Du von Richard plaudern. In der grünen Eckstube ist er geboren worden, und im Gärtchen hinter dem Hause hat er zum ersten Mal Soldat gespielt. Der alte Schulsack hängt noch an seinem Nagel, mit dem Du Dein Kind in die Schule schicken wirst. Und Dein Kind wird Bürklein heißen wie sein Vater, und der Joseph ist ja so verliebt in Dich . . ."

„Das ist es, Vetter, hätt' er mich lieber nicht so gern . . ."

„Du kannst ihm doch deshalb nicht böse sein."

Sie war wieder daheim. Aber die Heimath gefiel ihr nicht mehr wie früher. Die stille Behaglichkeit im Hause zu Nürnberg hatte ihr wohlgethan, waren es auch nur wenige Tage, die sie dort verweilte. Der

gesprächige Besitzer war das Einzige, was Leben in die Räume brachte, und sein gutmüthiges Geplauder hörte sich gut an.

Das Geschäft selber — das im Erdgeschoß etablirt war — athmete die Wohlhabenheit des Hauses, eine Reihe von Commis bedienten die Nachfragenden und: „das Alles soll Dich als Herrin begrüßen und Dein sein, wenn Du meine Schwester sein willst", hatte ihr Joseph beim Abschied gesagt. Wie höflich hatten sie die Käufer im Laden gegrüßt, wie freundlich ihr die Kunden des Hauses zugenickt, als sie am Arm des Schwagers im schwarzen Trauerkleide am Grabe Richards stand; wie anders war dort Alles als hier . . .

Hier lag der Nebel über dem Flusse, der mit Treibeis ging. Graue Wolken hingen schwer hernieder, fast bis an's Hausdach. In der kothigen Straße ward der Schnee zu Wasser, Alles unsauber, unappetitlich. Die rauchige Gaststube füllten Bauern; häßlicher Qualm und Gestank benahm dem Eintretenden den Athem, ein um das anderemal fiel die Thüre in's Schloß, daß das Haus erzitterte.

Dort saß ein politisirender Bürger und schrie: „Zwei Söhne hab' ich beim Militär in Frankreich, aber alle zwei sollen sie kaput gehen, wenn nur die Unsern rausgehaut werden. Und die Franzosen müssen —" siegen, wollte er sagen. Aber er sagte es nicht; ein volles Halbeglas wurde ihm in's Gesicht

geschleudert, daß die Scherben ihn in's Fleisch schnitten und das Bier ringsum spritzte. Auch Grethe, die in der Nähe stand, erhielt ihr Theil. Dann wurde der blutende Frevler an seinem Vaterlande zum Hause hinausgeworfen. — In einer Ecke schlugen zwei Burschen mit schweren Haselnußstöcken über den Tisch hinein: sie wollten Bier haben und waren ungeduldig; in der anderen johlten Rekruten in den häßlichsten Fisteltönen ihre ungezogenen Lieder, und das Alles ging und kam und schleppte den Schmutz der Straße herein, der mit dem ausgegossenen Bier am Boden einen breiten Sumpf bildete.

Um den Ofen herum saßen die Honoratioren und spektakelten mit den Bauern um die Wette. Der Concipient rannte sein Messer in den Tisch hinein, weil sein Braten so lange ausblieb, der Buchbindermeister drehte sein Schnurbärtchen und spuckte hinter sich, der Staatsanwalt grinste ihn an und deutete auf die Grethe; lachend nickte der Angegrinste, und dann lachten beide mitsammen . . .

Joseph mit dem Schuster trat ein. Es waren schier drei Wochen seit der Abreise Grethe's von Nürnberg vorbeigegangen.

Grethe war beschäftigt, vom Tische des Buchbinders die leer gewordenen Teller abzuräumen; sie mußte sich über den Stuhl des Gastes vorbeugen und wandte darum dem Eingang den Rücken zu. Joseph mit dem Schuster ging auf sie zu, und gerade

kamen sie recht, um es mit anzusehen, wie der Staatsanwalt, der wieder einmal zu viel Bier im Leibe hatte, sie gegen die Brust stieß und lachte: „Es stinkt; sie füttert zwei, wenn sie nun ißt und trinkt." Die ganze Gesellschaft lachte, und der Staatsanwalt schrie weiter: „Kennen Sie den Vers, paßt er nicht wie eigens für Sie gemacht?"

Da langte es hinter ihm her und faßte ihn kräftig am Ohr und zog ihn tüchtig daran. „So macht es wohl der Lehrer in der Schule", sprach Joseph, denn ihm gehörte die kräftige Hand, „wenn er ungezogene Buben vor sich hat, Herr Staatsanwalt", und er zog noch einmal fest an, ehe er den Verblüfften losließ, „aber haben Sie keine Angst, auch bei erwachsenen Jungen ist eine Züchtigung oft von Nöthen . . . Meine Herren, ich bin Joseph Bürklein, Kaufmann aus Nürnberg; dort steht mein Haus, wenn Sie Weiteres von mir wollen. — So, Grethe, nun komm, es ist das zweite Mal, daß ein Bürklein Dich aus einer unwürdigen Gesellschaft führt, laß mich hoffen, daß ich nicht ein drittes Mal nöthig sein werde."

Er nahm sie beim Arm, nachdem er ihr vorher die Teller aus der Hand genommen und wieder vor den Buchbinder gestellt hatte, und führte sie aus dem qualmerfüllten Zimmer fort.

„Wenn Du auch sterben willst", sprach er, „thu's doch Deinem Kinde zu Lieb' und bleib' nicht in solcher

Luft. Holt uns mal den Alten herbei, Vetter Schuster, wollt Ihr so gut sein? Und nun, Grethe, hier liegt, was ich habe. Da sind meine Papiere, Alles vom Notar geordnet, und es kommt nur mehr auf Dich an, dann können wir morgen als Brautleute auf der Amtstafel stehen. In vollem Ernst, Grethe, in dieser Gesellschaft darf meines Bruders Kind nicht aufwachsen, und die Wittwe eines für's Vaterland gefallenen Officiers soll trunkenen Bauern kein Bier vorsetzen. Auch nicht betrunkenen Staatsanwälten! Grethe, werde meine Frau, meine Schwester, ich bin hier, um mir die Antwort zu holen . ."

„Und Du willst Deinem Wort getreu bleiben, Joseph", fragte sie, „willst mein Jawort als das Jawort nur der Schwester ansehen . ."

„Ich will es, Grethe . . ."

„Dort kommt der Vater, Du kannst das Geschäftliche mit ihm abmachen . . ."

Der Sonnenbräuer riß freilich die Augen weit auf: „Hab' ich doch gemeint, der Herr Lieutenant . . ." als aber der Vetter Schuster und Joseph zugleich ihm in's Wort fielen . . . „Nu, nu", sagte er, „hab' ich mich halt geirrt. Mir kann's gleich sein, welcher sie nimmt . . ."

Nicht ganz drei Wochen gingen dahin bis zur Hochzeit. Acht Tage lang wurde Joseph noch vorher eingesperrt, wegen Beleidigung des Staatsanwalts.

Er mußte froh sein, daß er noch so gelinde davon kam. Man darf Niemand bei den Ohren nehmen, auch wenn er es zehnmal verdient hat. Dann führte er die angetraute Schwester heim.

Aber lange erlebte sie ihr — Glück nennt es die Welt — nicht. Die Geburt ihres Kindes trat zu früh an sie heran, sie starb, während sie dem Sohne des gefallenen Offiziers das Leben gab . . .

Joseph schrieb dem Schuster die Trauernachricht: „Was ich in den letzten Tagen befürchtete, lieber Vetter, ist eingetroffen. Grethe ist todt. Ihr Söhnchen schreit und zappelt, aber die arme Mutter hört seine Stimme nicht. Das ist recht betrübend. Wir hatten sie Alle hier so lieb, und das einzig Schlimme an ihr war, daß sie so schnell uns verließ. Sie mochte ihren Tod geahnt haben. „Es war doch nicht recht, daß ich Dich, wenn auch nur vor den Augen der Welt, geheirathet habe. Man soll nicht aus Noth lügen und auch nicht zum Schein die Treue brechen.“ Oft sprach sie es, und: „Mir ist immer, als ob Richard aus dem Grabe nach mir langte, ich habe ihn gesehen mit erhobenem Finger. Was wär' es denn so Großes gewesen, wenn ich für seine Liebe das Bischen Hohn und Spott ertragen hätte. Er hat mich ja lange vorher dafür entschädigt.“ — Noch im Verscheiden reichte sie mir die Hand, der kalte Schweiß des Todes lag darauf, „ich will's meinem Gatten sagen, wie gut Du an mir gehandelt hast.

Ich gehe in eine Welt über, wo man Eure dummen Gesetze nicht kennt . . ." das waren so ihre letzten Worte und ich — ich heule jetzt wieder, wie ich gestern heulte. Es ist gut, daß sie gestorben ist. Auf die Dauer wär mir's schwer geworden, mein Wort zu halten, und sie, das weiß ich jetzt gewiß, sie hätte mich nie davon entbunden. Warum muß man denn gar so thöricht verliebt sein! — Aber Vetter, ihr Kind soll's dafür gut haben bei mir, den Kleinen will ich halten, wie ich sie gehalten hätte. — Warum hat sie denn den Bruder lieber gehabt als mich! — Er sieht ihm ähnlich, wie aus dem Gesicht geschnitten und sieht ihr ähnlich, und Hans soll er heißen und ein wirklicher Hans werden. Komm so bald als möglich und schau' ihn Dir an!" —

Horn, Oskar,

Aus zwei Feldzügen drei bairische Geschichten

Bd.: 1. Band

Leipzig 1876